

Vom Knast zur Kanzel

**Das Leben des
Wolfgang Dyck**

clv

1. Auflage 1976
2. Auflage 1977
3. Auflage 1978
4. Auflage 1980
5. Auflage 1982
6. Auflage 1985
7. Auflage 1986
8. Auflage 1988
9. Auflage 1990
10. überarbeitete Auflage 1998
11. überarbeitete Auflage 2024

(Die ersten Auflagen dieses Buches wurden herausgegeben durch Verlag und Schriftenmission der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, Wuppertal-Elberfeld.)

© Christliche Literatur Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Aus Notizen, Tonbandaufzeichnungen und persönlichen
Erinnerungen zusammengestellt und bearbeitet von
Wolfgang Bühne

Umschlag: Lucian Binder, Meinerzhagen
Satz: CLV
Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen

Artikel-Nr. 255407
ISBN 978-3-89397-407-8

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Zum Dasein verflucht?..... | 9 |
| Schwer erziehbar | 15 |
| Undichte Ventile in der Nachkriegszeit | 20 |
| Im KZ Sachsenhausen | 29 |
| Die große Freiheit endet in der Gebundenheit..... | 34 |
| Im teuersten Anzug der Welt..... | 42 |
| Ohne Schöpfer ist das Geschöpf bald erschöpft | 50 |
| Was nützen die höchsten Gedanken, wenn man platte Füße hat!..... | 56 |
| Christ ohne Christus | 63 |
| Im Lichtkegel Gottes | 67 |
| In der Schule Gottes | 71 |
| Wie ich unfreiwillig Evangelist wurde..... | 79 |
| »He spinnt!« – Erlebnisse am Hamburger Hauptbahnhof | 90 |
| »Zufälle« auf dem Dienstweg..... | 102 |
| Auch Evangelisten brauchen Vergebung..... | 108 |
| Die Zeit auskaufen..... | 113 |
| Nachwort | 118 |

**»Die Krähen schrein
und ziehen schwirren
Flugs zur Stadt.
Bald wird es schnein.
Weh dem, der keine
Heimat hat!«**

FRIEDRICH NIETZSCHE

Der Lebensweg von Wolfgang Dyck ist ein
Beweis dafür, dass es für Gott keine
hoffnungslosen Fälle gibt.

Darum ist dieses Buch denen gewidmet,
die aufgrund ihrer Vergangenheit meinen,
keine Hoffnung mehr haben zu können.

Zum Dasein verflucht?

Meine Geschichte geht wie jede Lebensgeschichte einfach damit los, dass ich geboren wurde. Was für eine feine Sache, wenn man geboren wird! Wenn man da ist. Es gibt einige Leute, die behaupten, das sei eine Verdammnis: verdammt zur Freiheit, verflucht zum Dasein, sieh zu, wie du klarkommst! Aber ich glaube, es ist nicht ganz so – jedenfalls wenn man nicht bei dem, was man ist und wer man ist, stehen bleibt, sondern weiterfragt nach dem, der uns geschaffen hat, der uns das Leben geschenkt hat.

Ich bin am 25.07.1930 in Berlin geboren und verdanke dieser Tatsache eine Gabe, die wohl jeder Berliner mitbekommt. Ich freue mich sehr, dass der Berliner schon in der Bibel beschrieben ist. Luther scheint schon im Voraus gewusst zu haben, dass einmal eine Zeit kommen würde, wo die Berliner so bekannt sein würden, dass sogar US-Präsident Kennedy sich nicht schämte zu sagen: »Ich bin ein Berliner.« In Psalm 81,11 nämlich lesen wir: »Tu deinen Mund auf ...« Aber dabei bleibt es nicht, sondern es heißt weiter: »Ich will ihn füllen«, spricht der Herr.

Was ist der Unterschied zwischen einst und jetzt in meinem Leben? Früher hatte auch ich ein

großes Maul, war mit der Schnauze immer voran. Gutes kam da wenig heraus; Gott Wohlgefälliges bestimmt nicht. Stattdessen viel Lüge, viel Gemeinheit, viel Zank und Streit.

Derselbe Mund ist heute gewürdigt, predigen zu dürfen. Ich bin sehr dankbar, dass wir Menschen, die wir unreine Lippen haben, wie der Prophet Jesaja sagt (Jesaja 6), gereinigte Lippen und ein gereinigtes Herz bekommen können und Gott uns würdigt, Menschen, Christen und Prediger zu sein.

Meine Wiege stand also in Berlin. Ich bin ein uneheliches Kind. Das ist eine wichtige Tatsache in meinem Leben. Denn uneheliche Kinder bevölkerten zu Tausenden unsere Erziehungsanstalten und Zuchthäuser. Knapp die Hälfte der Insassen von Gefängnissen und Zuchthäusern sollen uneheliche und außereheliche Kinder ausgemacht haben.

Ich möchte damit nicht behaupten, dass unehelich geboren und in Heimen aufgewachsen zu sein nun gleich hieß: prädestiniert für die Verbrecherlaufbahn. Aber uns Tausenden unehelichen Kindern ohne Vaterhand, ohne Nestwärme, ohne bleibende Stätte der Gemütsbildung fehlte etwas, was später kaum aufzuholen ist.

Nun will ich hiermit nicht mit Fingern auf meine Mutter zeigen. Es hat zwar eine Zeit in meinem

Leben gegeben, in der ich wirklich geglaubt habe, meine Mutter sei an allem schuld. Das Milieu, das Umfeld sei schuld. Heute glaube ich nicht mehr daran. Klar, dass da, wo ein Mensch lebt, immer Schuld steht – aber was mein Leben angeht, so war immer drei-, vier- und fünfmal mehr Schuld auf meiner Seite.

Meine Mutter arbeitete als Krankenschwester in einem Krankenhaus. Sie hat ihr Leben lang fleißig gearbeitet und war eine gute, liebe Frau. Auch gehörte sie zur Kirche. Ich habe sie später aufgrund meiner Zuchthausstrafe verloren. Sie wollte mit solch einem missratenen Sohn, dessen sie sich nur zu schämen hatte, nichts mehr zu tun haben.

Nun, nach meiner Geburt blieb ich nicht lange bei meiner Mutter, sondern kam zu Pflegeeltern. Die Fürsorge¹ wollte es so. Es waren zwei ältere Leutchen, die schon mehrere solcher Pflegekinder »hingekriegt« hatten, also in solchem Dienst bewährt waren.

Von meiner früheren Kindheit weiß ich nichts zu berichten. Ab und zu kam eine fein gekleidete Frau, die mich in ihre Arme nahm – meine Mut-

1 Fürsorge: Sozialamt.

ter. Sie war in einem Krankenhaus am Potsdamer Platz tätig.

Damals habe ich sehr viele Dummheiten gemacht. Ob ich so ganz anders war als die anderen, weiß ich nicht. Auf alle Fälle war ich wohl schwieriger; denn sonst hätte man mich dann schließlich wohl nicht »ins Heim gesteckt«. So empfand man diesen Eingriff als Betroffener.

Einmal hatte ich ein Fahrrad gestohlen. Und da ich doch gar nicht fahren konnte, habe ich es aus Angst, entdeckt zu werden, an einer Hauswand stehen gelassen. War das schon ein Zeichen der kriminellen Anlagen? Ich habe jedenfalls später viele Jugendliche gefragt, wer von ihnen noch nie gestohlen habe. Gemeldet hat sich nie einer, außer einem Witzbold. Diebstahl ist vor Gott Diebstahl, und rein technisch ist jeder dazu veranlagt. Später und als Letztes in dieser Zeit stahl ich einem Mädchen ein Fünfmarkstück. Dafür kaufte ich mir einen Wasserkessel mit Pfeife, einen Tuschkasten und zuletzt ein Netz, in dem ich die Kostbarkeiten nach Hause trug. Dort erwartete mich schon die Mutter des bestohlenen Mädchens und forderte ihr Geld zurück.

Ich weiß auch noch – und solche Eindrücke wird man nicht los –, dass mein Pflegevater, wenn er abends nach Hause kam, mir auf einmal die

Prügel verabreichen musste, die ich den Tag über verdient hatte, und das war nicht wenig. Mein Pflegevater rasierte sich noch mit einem Messer, und dazu gehörte auch ein Riemen, der ab und zu anders verwandt wurde.

Die Folge war, dass ich flüchtete und mich als letzte Zuflucht unter meinem Bett versteckte. Doch hier bewährte sich die Länge des Riemens. Er schlug nach mir – ich trat nach ihm. So war das ein nicht zu verantwortendes Wechselspiel der Eltern-Kind-Beziehung. Kein Wunder, dass eines Tages die Fürsorge einen Strich unter dieses ungleiche Verhältnis setzte und mich in das »Grüne Haus« nach Berlin-Tegel brachte.

Das war der erste Missbrauch meiner Hände und Füße gewesen, und so blieb es mein halbes Leben lang. Unsere Hände und Füße sind die Extremitäten an unserem Leib. Im Extrem wird's deutlich. Was wir mit unseren Händen und Füßen anfangen, offenbart, wer wir sind.

Auch bei Jesus Christus. Er ließ sich nämlich mit Händen und Füßen an das Kreuz von Golgatha festnageln. Das ist nicht unwichtig, wenn man bedenkt, dass unsere Hände und Füße das Verderben in die Welt gebracht haben. Unsere Hand, besonders der ausgestreckte Zeigefinger, ist die Urform jeder Pistole und Kanone. Es ist der

Ausdruck des Versuches, die Probleme dadurch zu lösen, dass man die anderen beseitigt.

Der Aufenthalt im Erziehungsheim »Grünes Haus« sagte mir anfangs gar nicht zu. Oft lief ich

weg, einige Male zu meiner leiblichen Mutter. Aber es half mir nicht viel, ich musste ja immer wieder zurück.

**UNSERE
HAND, BE-
SONDERS
DER AUS-
GESTRECKTE
ZEIGEFINGER,
IST DIE UR-
FORM JEDER
PISTOLE UND
KANONE.**

Oft benutzte ich diese unerwünschten Besuche dazu, nun auch noch meine Mutter zu bestehlen. Wenn sie mich allein ließ, dann untersuchte ich alle Schränke nach Zigaretten. Die waren unter uns sehr gefragt. Wer sie zu bieten hatte, war sehr angesehen, und das wollte ich doch sein. Ich war damals etwa neun Jahre alt, und meine Mutter sagte zu mir: »Junge, wenn du so weitermachst, dann endest

du noch einmal im Zuchthaus.« Ich tat, als hätte ich nichts gehört. Was hatte ich denn auch getan! Lauter Kleinigkeiten! Aber ich übersah, wie so viele mit mir, dass alles klein anfängt. So wie beim Schneeball, anfangs ein kleiner, harmloser Gegenstand, der aber dann, wenn er mehr und

mehr abwärts in Bewegung kommt, zu einer vernichtenden Lawine wird.

Schwer erziehbar

Die Bombenangriffe des Zweiten Weltkriegs brachten dann eine äußerliche Wende in mein Leben. Einmal gab es nun zu unserer Freude weniger Schulunterricht, weil wir oft und lange in den Luftschutzkeller flüchten mussten, zum anderen wurden wir bald, um der Gefahren willen, aus Berlin nach Hannover ins Stephansstift evakuiert.

In Berlin bin ich getauft worden, in Hannover kam der Religions- und Konfirmandenunterricht hinzu; kirchlich-christlich war ich also auch. Die Gefängnisse und Zuchthäuser waren voll »getaufter Heiden«, solcher Leute nämlich, die nur dem Namen nach Christen waren. Die Kirche ist tatsächlich »vertaufwässert«, wie der Theologe Karl Barth (1886–1968) das meiner Meinung nach sehr richtig gesehen hat. Zugegeben, am Taufwasser ist noch keiner ertrunken; aber wenn's am Wasser läge, sollte man nicht so schnell die Kirche, sondern die Feuerwehr rufen!

Wie viele Schandtaten werden von der Geschichte und den außerkirchlichen Völkern auf das Konto der Christen geschrieben, weil sie von

**DIE GEFÄNG-
NISSE UND
ZUCHTHÄUSER
SIND VOLL
GETAUFTER
HEIDEN. DIE-
KIRCHE IST
TATSÄCHLICH
»VERTAUF-
WÄSSERT«.**

solchen begangen wurden, die getaufte Christen sind, aber Christus in Wort und Tat verleugnet haben. Wie soll den Schwätzern vor der Welt das Maul gestopft werden, wenn die Kirche Menschen zu sich zählt, nur weil sie Kirchensteuer zahlen? Verrat um der Silberlinge willen!

Die schweren Bombenangriffe auf Hannover führten zu einer weiteren Evakuierung in das sehr schön gelegene Heim in Altenau im Oberharz bei Clausthal-Zellerfeld. Es war das schönste Jahr meiner Jugendzeit.

Hier bewährte es sich, dass damals ein Erzieher im Grünen Haus meiner Verklemmung abgeholfen hatte. Ich konnte nämlich beim Singen keinen Ton herausbringen. Er nahm sich meiner ganz persönlich an, und so lernte ich leidlich gut singen, was für meine spätere Evangelisationspraxis sehr wichtig war. Die Angst, vor großen Gruppen zu singen und eben überhaupt zu sprechen, wurde damals schon abgebaut.

Der Schulunterricht war nicht besonders. Ich bin insgesamt nur bis zum Wissen eines Volks-

schülers im sechsten Schuljahr gekommen; ich weiß nur, dass man mich später pro forma aus dem letzten Volksschuljahr entließ, weil ich einen aufgeweckten Eindruck machte und die Kommission meinte, ich würde schon durchkommen.

Bei mir brach die Intelligenz – wenn man es so nennen konnte – erst etwa im siebzehnten oder achtzehnten Lebensjahr auf und zeigte sich in ungeheurer Wissbegier. Ich habe dann noch viel gelernt; aber nachholen kann man wohl nie, was man in der Jugend versäumt hat. Es bleibt doch immer wie aufgepfropft und hat keinen Tiefgang, es sei denn, man ist außergewöhnlich begabt, und das bin ich wirklich nicht.

Unsere Religionslehrerin war eine sehr nette Frau. Ihr Pech war nur, dass sie ein wenig über der Normalgröße lag, und so war sie das Ziel besonderen Spottes. Wir machten ihr das Leben sauer. Besonders im Fragenstellen waren wir sehr groß, nicht wissend, dass ein Narr mehr Fragen stellen kann, als zehn Weise zu beantworten vermögen. Zwei stänkerten besonders arg, und einer davon war ich.

Unsere Lehrerin, die wir »Elefantenbaby« nannten, verband das für sie Unvermeidliche mit dem Nützlichen und schickte uns beide, die wir mehr in den Armen als im Kopf hatten, zu

den Holzfällern in den Wald. Dort war es für uns herrlich, wir kamen uns schon wie Männer vor. Nur von Gott haben wir wenig gelernt; denn auch in der Natur sahen wir wenig von der Schöpfermacht, jedenfalls zogen wir keine Schlüsse daraus. Im Gegenteil, mein Verhalten wurde so untragbar, dass die vereinten Damen des Heims mich loszuwerden suchten. So kam ich denn wieder nach Niedersachsen, in die Anstalt für schwererziehbare Jungen nach Freistatt ins Moor, einer gefürchteten und berüchtigten Anstalt².

Soweit ich mich richtig erinnere, hatten wir nur eine Lehrerin. Fräulein Driesen war eine fleißige und um uns wahrlich bemühte Lehrerin. Sie rief mich immer »Dick« statt Dyck, das sich nämlich wie »Dück« spricht. So nannte ich sie aus erzieherischen Gründen immer »Fräulein Drüsen«.

Überhaupt war ich sehr ausgelassen und frech. Wir tanzten ihr buchstäblich auf der Nase herum. Wenn das einmal im Gange war, gab es kein Halten mehr; dann ging es um die Bänke, über die Bänke, verfolgt von einer kleinen, stockbewehrten, zum Herkommen auffordernden Lehrerin,

2 Anmerkung des Herausgebers: Jahre später wurde das Erziehungsheim in Freistatt wegen seiner übergriffigen und entwürdigenden Züchtigungsmethoden Gegenstand der medialen Berichterstattung.

und zuletzt, wenn die Verfolgung zu hautnah wurde, ging es raus aus dem Fenster. Das ließ sich die Erziehungsleitung nicht länger gefallen, und so wurde ich der sogenannten Moorburg zur Aufbesserung übergeben.

Dort saßen die Größeren, die schon einschlägig vorbestraft waren und im Moor beim Torfstechen schwer arbeiten mussten. Die schwere Arbeit und die teils harten Strafen machten nicht den Eindruck auf mich, den sie machen sollten. Einzelheiten möchte ich mir sparen. Ich hatte schon zu viel Schläge bekommen.

Konnte ich ahnen, dass ich etwa zwanzig Jahre später freiwillig in derselben Anstalt sein würde, um zu predigen und den Jungens von Jesus und von meinem dummen und gottlosen Verhalten zu erzählen? Wie wunderbar ist Gott!

Sein Wort, das ich in meinen Taten sichtbar ablehnte, das holte mich heim. Es machte mich nicht nur zu einem Menschen und Christen, sondern nun auch noch zu einem Prediger, der in den Heimen predigte, wo er früher den Erziehern die größten Schwierigkeiten gemacht hat. Der freiwillig dort sein darf, wo man ihn früher nicht mit Gewalt hingebracht hätte.

Aber damals stand ich noch völlig im Dunkeln. Ich hörte zwar Predigten, wahrscheinlich sogar

gute Predigten, aber sie hinterließen keinen Eindruck bei mir. Ich war »durchgehend geöffnet«, hatte meine Ohren auf Durchzug eingestellt. Was ins eine hineinging, ging durch das andere unverehrt wieder hinaus.

Von Freistatt kam ich zurück nach Hannover auf das Gut Kronsberg zum Stephansstift und danach zu einem Bauern nach Dedensen, das westlich der Stadt liegt. Geblieben ist mir aus der Zeit eine Narbe von einem Pferdebiss und einige Fähigkeiten wie Melken, Rübenziehen und -hacken, Stallmisten und Heumachen.

1945 wurde mir dann eine Lehrstelle vermittelt. Man hatte mir eine große Liste möglicher Berufe vorgelegt, und ich entschied mich für den erstbesten. So wurde ich Sattler, Polsterer und Lino-leumleger in Rössing, ebenfalls bei Hannover.

Undichte Ventile in der Nachkriegszeit

Es war eine turbulente Zeit. In den letzten Tagen vor Kriegsschluss gab es nichts mehr. Überall herrschte ein wüstes Durcheinander. Die Deutschen schleppten Kriegsgefangene aus Bad Pyrmont durch unser Dorf und übernachteten zu Hunderten in unserer Scheune. Ich sehe noch

heute, wie ein Russe in eine Mülltonne kroch, um etwas Essbares zu suchen, und wie ihn ein deutscher Soldat in die Tonne stieß und sie zudrückte.

Als ich abends in die Scheune ging, um Stroh für unsere paar Kühe zu holen, drückte ich einem Russen mein aufgespartes Frühstück in die Hand. Ich konnte damals noch nicht ahnen, dass ich bald, selbst von den Russen gefangen gehalten, schlimmen Hunger haben würde.

In der Nacht vor dem Einmarsch der Amerikaner hatten die Deutschen alle Gefangenen noch einen Ort weiter transportieren können, und so waren wir der größten Gefahr entronnen. Ich glaube, es hätte ein furchtbares Blutbad gegeben, wenn sie alle im Dorf geblieben wären.

Unsere Soldaten ließen teilweise schon ihre Waffen zurück und versteckten in der Scheune ihre Wertsachen. Das war natürlich ein gefundenes Fressen für mich.

Auch viele der sich nach dem Zusammenbruch³ herumtreibenden Polen stahlen, vor allem Fahrräder. Zwei Orte weiter hatte ich für meinen Meister irgendetwas zu erledigen. Der Weg führte an der Unterkunft der Polen vorbei. Da mein Meister

3 Zusammenbruch: volkstümlicher Ausdruck für die Zeit unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

nur ein Bein hatte, besaß er ein entsprechendes Fahrrad. Mit diesem Rad wollte ich mich auf den Weg machen, in der Meinung, dass die Polen an einem solchen Rad kein Interesse haben würden.

Mutig wie ich sein wollte, bewaffnete ich mich noch mit einem Gummiknüppel, den ich in meinem Stiefel steckte, und fuhr los. Ich kam an der gefürchteten Unterkunft vorbei, wurde gesehen und angehalten, mein Rad herzugeben. Ich zog schon meinen Gummiknüppel, um meine Prahlerien wahrzumachen, aber bevor ich einen Hieb austeilen konnte, hatten mich die Polen entwaffnet und anschließend verprügelt. Ich kam verschrammt, verbeult und beklaut in meinem Dorf beim Meister an. Er sagte nicht viel, er hatte es ohnehin vorher gewusst und gewarnt.

In jenen Tagen wurde viel »organisiert«; später nannte man das wieder Stehlen. Wir organisierten damals wohl alle. Es gab bestimmt nur wenige, die widerstehen konnten, und mir machte es obendrein noch Spaß. Einige haben später nicht mehr die Kurve gekriegt, und aus den stolzen Organisatoren wurden Diebe, aus Vaterlandsverteidigern wurden Mörder. Die Ventile waren nicht mehr dicht zu bekommen. Für mich trifft das nicht ganz zu. Ich kann mein Verhalten weder durch den Hinweis auf schwierige Zeitläufe

entschuldigen noch durch Erbfaktoren oder ein schlechtes Milieu.

Eines Tages hatte ich mich bei den Amerikanern eingeschlichen. Dort fand ich Seesäcke, in welchen die Amis ihre Souvenirs und andere wertvolle Sachen aufbewahrten. Beim Durchwühlen schmiss ich alles, was mir nicht gefiel, ins Stroh. Schokolade, Kaugummi und Zigaretten nahm ich mit. Das ging ein paar Mal gut, bis mich die Amerikaner erwischten. Sie zogen ihre Messer und schnitten mir vom Fleck weg eine Glatze. Das war die Erste, aber leider nicht die Letzte. Solchermaßen gedemütigt, ließen sie mich mit leuchtender Glatze laufen. Ich wagte nach dieser Bestrafung nicht zu meiner Lehrstelle zurückzukehren und flüchtete ohne Abschied ins Ungewisse.

In Hannover stahl ich Papiere, wurde aber wiederum erwischt und kam glimpflich davon. Bei einer Baufirma in der Nähe von Braunschweig fand ich eine neue Arbeitsstelle als Schachtarbeiter. Der Polier lobte meinen Arbeitsfleiß und gab mir zusätzlich zu meinem Lohn Raucherkarten. Mit diesen Raucherkarten fuhr ich dann in die nahe gelegene Schwarzmarktzentrale Braunschweiger Hauptbahnhof. Damals noch eine Trümmerstätte, aber doch voll von Menschen. Umschlagplatz

von Ost nach West. Wer Geld hatte, konnte alles haben. Meine Raucherkarten waren begehrte Objekte, die Geld brachten.

Aber dieses Geld war auch bald weg, und ich suchte nach neuen Einkunftsmöglichkeiten. Mit einem Komplizen klaute ich aus einer nahen Fabrik Griessäcke. Es dauerte nicht lange und wir wurden gefasst. Wir bekamen Jugendarrest.

Es fängt ja alles klein an, auch die Strafen. Nur, dass im deutschen Strafrecht nicht nur proportional zum Schadenswert, sondern zur Anzahl der Straftaten verurteilt wird. So kann man wenig getan haben und doch wegen strafverschärfendem Rückfall Jahre bekommen, weil man zum zigsten Mal erwischt worden ist. Damals bin ich noch einmal gut weggekommen.

Bei meiner Entlassung kam meine Mutter aus Ostberlin und holte ihren einzigen Sohn ab. Sie wollte, dass aus mir etwas würde, und nahm es auf sich, mit mir auf engstem Raum zu wohnen. Ich sollte und wollte etwas lernen und fand eine Lehrstelle bei der Firma Lange & Co., die aus Granatmänteln Ölpresen für die Sowjetunion baute. Hier arbeitete auch ein junger Mann, der bei uns im Hinterhaus wohnte. Meine Mutter wollte mit dieser Familie, die einen zweifelhaftem Ruf besaß, nichts zu tun haben, aber Helmuth war

auch im Heim gewesen, und wir verstanden uns auf leisesten Wink.

Eines Tages lud mich mein Freund ein, mitzukommen. Er habe während einer Montage in der benachbarten russischen Kommandantur Einblick in die Wohnungen der russischen Offiziere bekommen und entdeckt, was da alles gehortet wurde. Gesagt, getan. Skrupel, Angst, irgendwelche Bedenken, Hemmungen oder einen Gedanken an meine Mutter, ein Sich-Melden meines Gewissens gab es nicht. Ich betone das deshalb, weil hier so sehr deutlich wird, wie tot in Sünden mein alter Mensch war. Ich hatte auch keine Bindungen und empfand letztlich sogar die Absichten meiner Mutter als lästige Bevormundung. Irgendwelche Ursache zur Dankbarkeit ihr gegenüber sah ich damals nicht.

Wir beide zogen also am helllichten Tage los. Gegenüber patrouillierte ein mit Maschinenpistole bewaffneter Russe auf und ab. Wir gaben uns lässig, so als gehörten wir dazu, und gingen ohne Absicherungen ins Haus und sofort in den vierten Stock hinauf. Mein Komplize wusste, dass zu dieser Zeit keiner in der Wohnung war. Oben angekommen, öffnete er dann die Tür. Er war schließlich Schlosser und verstand sich meisterhaft auf dieses Handwerk.

Wir nahmen die Koffer der Russen und stopften sie voll mit allen erreichbaren Wertgegenständen wie Ledermänteln, Uhren, Zigaretten und so weiter, jeder zwei Koffer voll. Dann verließen wir wie selbstverständlich die Wohnung, gingen die Treppe hinunter und wären wohl auch aufgrund unserer frechen Haltung durchgekommen, wenn nicht plötzlich von unten Schritte laut geworden wären. Ein Zurück gab es nicht, also vorwärts, runter!

Die Russen müssen sich wohl sehr gewundert haben, ihre Koffer verschwinden zu sehen; wir hatten nämlich das Pech, dass ausgerechnet die Besitzer selbst uns begegnet waren. Sie hielten uns fest, und wir mussten alles wieder hochtragen. Mein Komplize musste zeigen, wie er die Tür geöffnet hatte, und bekam anschließend den Lohn für sein Können. Sie verdroschen ihn nach allen Regeln der Kunst. Dann nahm ihn einer und hielt ihn zum Fenster raus. Mein Kumpel schrie nach Mama und Papa, wie ich es nie zuvor gehört hatte. Dann brachten sie uns in den GPU⁴-Keller.

Dort bekam ich, der ich bis dahin noch glimpflich weggekommen war, auch meine Tracht Prügel. Wir blieben dort mindestens vier Wochen. Mit uns eingesperrt waren russische Soldaten, die

4 GPU: Geheimpolizei der Sowjetunion.

sich ebenfalls irgendwie schuldig gemacht hatten. Wir wurden herangezogen zum Abwaschen und zu sonstigen kleinen Diensten. Dadurch kam ich an etwas Papier, womit die Russen damals, anstelle von Tischtüchern, die Tische zu bedecken pflegten. Einen Bleistiftstummel hatten wir auch noch aufgetrieben. Damit verfassten wir einen sogenannten Kassiber, ein Häftlingsschreiben. Wir hofften, ihn irgendjemand zustecken zu können. Aber hier gab es nur Russen.

Tag für Tag verging, ohne dass unsere Eltern eine Nachricht von uns hatten.

Eines Tages kam ein Kohlelieferant und schüttete seine Ladung ausgerechnet vor unser Fenster. Das war die Chance, jetzt oder nie! Wir warfen unseren Zettel hinaus und beobachteten, wie der Kohlenfritze sofort schaltete und den Zettel einsteckte. Tatsächlich kamen dann recht zügig unsere Mütter und verlangten ihre Söhne heraus. Aber das wurde tagelang hartnäckig abgelehnt. Dann aber hatte der Oberst wohl ein Einsehen, und wir wurden unseren Müttern vorgeführt.

Sie bekamen gleichzeitig auch den Auftrag, Decken, Bettwäsche und ähnliche Gebrauchsgegenstände mitzubringen. Unsere Mütter weinten und schrien vor Verzweiflung, weil sie meinten, wir würden nach Sibirien verschleppt. Der Oberst,

selbst dort beheimatet, holte Bilder hervor und wollte unsere Mütter damit trösten. Sibirien sei doch ein schönes Land, es sei doch gar nicht so schlimm. Wir wurden dann von einem russischen Militärgericht unter Assistenz von vier schreibkundigen Mongolen zu je einem Jahr KZ Sachsenhausen verurteilt.

Doch bevor wir dorthin eingeliefert wurden, erlebte ich zum ersten Mal, was es heißt, ein Christ zu sein. Einige aus der Wachmannschaft machten sich einen Spaß daraus, uns täglich zu ängstigen. Manche nahmen auch die Gelegenheit wahr, sich an uns Deutschen zu rächen. Ein Schlüsselbund an langer Leine durch die Luft gedreht und so auf Schwung gebracht, dann ins Kreuz gehauen, ist wahrlich kein Vergnügen. Wir begannen schon zu zittern, wenn die Tür aufging.

Doch eines Tages kam ein Mongole. Diese Menschen waren uns damals durch ihr undurchdringliches Lächeln und ihr verwegenes Aussehen häufig angsteinflößend. Aber dieser Mann zeigte uns ein Kruzifix, das er unter seiner Kleidung trug, und sagte in gebrochenem Deutsch: »Ich Christ, ich Christ!« Ich begriff damals gar nicht, was das heißen sollte, aber eines spürte ich sofort: Von diesem Mann bekommen wir keine Schläge.

Im KZ Sachsenhausen

An einem eiskalten Wintertag öffneten sich für uns die Tore des Konzentrationslagers Sachsenhausen bei Berlin, das nach dem Krieg von den Russen als Gefangenenlager übernommen worden war. In den vorderen Baracken wurden die sogenannten politischen und in den hinteren die kriminellen Häftlinge untergebracht. Wir lagen wie Heringe verpackt in diesen Baracken auf den Holzpritschen, ohne Matratze und ohne Stroh.

Direkt zu Anfang bekamen wir einen ersten Eindruck dessen, was auf uns wartete, als wir eine aufgedunsene Leiche sahen. Später wurden zu meist diejenigen unter uns, die Russisch konnten, zur Überwachung der einzelnen Baracken eingeteilt. Dafür bekamen sie ein wenig mehr zu essen, eine dicke Scheibe Gerstenbrot, etwas Zucker und Marmelade – alles aber nur dadurch, dass sie es den anderen Gefangenen wegnahmen. Die Verpflegung war nicht ausreichend, und so starben viele am Hunger. Ich erinnere mich auch noch daran, wie ein ehemaliger Schlachtermeister eines Morgens tot neben mir lag: Darmverschlingung.

Das Lager war überfüllt. Gerüchte und Ängste quälten uns. Viele hatten zehn und nicht wenige 25 Jahre abzusitzen. Die Gründe waren absurd

und die Strafen willkürlich. Zwei Herren Senatoren, die in eine Kartoffel-Schieberei verwickelt waren, bekamen jeder nur ein Jahr. Zwei andere Männer bekamen in derselben Sache je fünf Jahre. Wieder andere hatten für jeden Eimer Marmelade, den sie gestohlen hatten, ein Jahr bekommen. Manche Nazis, aber meist die kleinen, saßen hier auch. Ich habe die Adressen einer ganzen Anzahl dieser Leute in meinen Schuh eingenäht und später mit rausgeschmuggelt.

Von Anfang an zählte ich zur Wache, also zu den bevorrechtigten Menschen, und das bedeutete Überlebenschance. Durch meine Heimerziehung war ich gut auf diese Situation eingestellt.

In unserer Baracke hatte einer durch alle sogenannten Filzungen hindurch einige Blätter des Neuen Testaments gerettet. Er war ein hochgradig empfindsamer Studienrat und wurde unser Pfarrer. Warum er unter uns war, erfuhr ich nie. Aber mir blieben die Scharen von Männern, die sich bei seinen Andachten versammelten, immer in Erinnerung. Ich begriff damals gar nicht so recht, was da vor sich ging. Später bekam ich eine Ahnung von dem Trost, der vom Wort Gottes in dieser Wüste des Leidens ausgegangen sein muss.

Nicht lange danach wurden alle »Kurzfristigen« ausgesondert. Die tollsten Gerüchte gin-

gen um, und obwohl niemand etwas Bestimmtes wusste, feierten einige schon ihre Entlassung. Ich gehörte auch zu diesen »Kurzfristigen«, die eine Strafe zwischen ein bis fünf Jahren hatten. Jedoch anstatt in die Freiheit ging unser Marsch in eine andere Baracke, in der nun Hunderte mit kurzen Strafen hausten.

Hier waren Jugoslawen unsere Barackenältesten. Was ich in diesem Jahr alles erlebt habe, hat mich für mein Leben geprägt. Hier bekam man eine Menschenkenntnis, die man aus keinem Buch lernen kann. Ein junger Mann, der zur Wache gehörte und über uns in der Koje schlief, erzählte mir einiges, was sich an Gemeinheiten in der Lagerleitung abspielte. Nur, wie sollte man den Kommandanten sprechen können, wenn man kein Russisch konnte, und die, die es konnten, alle unter einer Decke steckten?

Ein fanatischer Deutschenhasser, ein junger Jugoslawe, hatte angefangen, verbotene Tauschgeschäfte mit den Gefangenen zu machen: Stiefel, Ledermäntel, Goldzähne und vieles mehr gegen Tabak. Dieser junge Mann hatte außerdem eine bestialische Freude daran, uns geschwächte Leute, Jung und Alt, zu drillen. Das Antreten beim Appell ging nicht schnell genug, also wurde geübt, oft mit drastischer Nachhilfe. Als ich dann noch

eine weitere Mitteilung über seine Grausamkeit bekam, war das Maß voll. Ich wollte mich beim Kommandanten beschweren.

Das Pech war nur, dass der Einzige, der mir die letzte Nachricht brachte, ein von der Barackenleitung auf mich abgestellter Spitzel war. Sie hatten Wind von unserer Verschwörung bekommen, und wir wurden von den Mitgliedern der Barackenleitung in den Waschraum gerufen. Auf dem Weg dahin wurde ich empfangen, dann fielen sie über mich her und verprügelten mich. Anschließend schmiss man mich in das große Wasserbecken, und einer schlug mir einen Schrubberstiel, in dem sich noch ein Nagel befand, auf den Kopf. Obwohl ich als Andenken daran eine Narbe erhielt, gab ich doch keinen Ton von mir. Lieber wollte ich kaputtgehen. In meiner größten Not sprang ich zum Fenster, um Hilfe zu rufen. Das Fenster befand sich gegenüber dem Wachturm. Aber dort stand ein sehr tauber Soldat, der an den schiefen Geschäften beteiligt war, und so konnte sich der Barackenälteste erlauben, sich am Fenstersims festhaltend, auf meinem Körper mit aller Wut und Kraft herumzutrampeeln.

Als Nächstes holten sie den jungen Mann von der Wache. Ihn hatten sie in Verdacht, dass er etwas verraten hatte. Sie schlugen ihm die Augen

blau, und wieder hörte ich einen, hilflos der Gewalt ausgeliefert, nach Mama und Papa schreien.

Beim Appell ließ man mich nun in der Baracke zurück. Meine Beulen waren schon fast abgeklungen, als es jemandem aus dem vorderen Teil der Baracke gelang, zum russischen Kommandanten durchzukommen und von mir zu erzählen. Plötzlich hieß es: »Dyck, zur Kommandantur!«

Die Barackenleitung wurde schon von Angst erfasst, und der junge Jugoslawe war so dumm, in meinem Beisein schon für den sicher zu erwartenden Arrest vorzusorgen. Er band nämlich unter seine Strümpfe den Reichtum des Lagers: jede Menge Tabak. Darüber zog er seine Stiefel und grinste.

Ich ging zur Kommandantur und erzählte im Beisein einer Dolmetscherin, was ich wusste. Sofort wurde der Jugoslawe geholt. Dieser leichtfertige Kerl war bei den Russen sehr beliebt, weil er als Partisan gegen die Deutschen gekämpft hatte. Er fing an zu weinen, nutzte den Deutschenhass der Russen aus und schaffte es mit Händen und Füßen, den Kommandanten von seiner Unschuld zu überzeugen. Er wurde herausgeschickt und kam triumphierend bei mir vorbei. Mein Nachteil war ja, dass ich kein Russisch verstand und nicht wusste, was er vorgelogen hatte.

Nun spielte ich meinen letzten Trumpf aus: Sollte einer, der sich für unschuldig hielt, es nötig haben, sich auf eine längere Arreststrafe vorzubereiten? Ich ließ durch die Dolmetscherin den Kommandanten bitten, er möchte befehlen, dass der Jugoslawe den rechten Stiefel ausziehe, da würde er schon sehen, wer die Wahrheit sagte. Sofort schoss der Kommandant auf ihn zu, ließ ihn den Stiefel ausziehen und wurde durch die Menge Tabak von der Schuld überzeugt. Er wurde sofort abgelöst, sodass wir alle aufatmen konnten.

Mein Komplize und ich wurden kurze Zeit nach diesen dramatischen Vorgängen termingerecht entlassen. Nach der Einwilligung meiner Mutter kam ich in den Westen in das Entlassenenlager Munster. Dort erfragte man mein Woher und Wohin. Ich erzählte und bat, nach Hamburg gehen zu dürfen.

Die große Freiheit endet in der Gebundenheit

Man stellte mich vor die Wahl, in die Landwirtschaft oder ins Baugewerbe zu gehen. Ich entschloss mich für die Landwirtschaft, weil es dort volle Verpflegung gab, und kam nach Altenwerder zum Jungbauern Otto Harms. Dort wurde ich wie

ein Kind im Hause aufgenommen. Mein Chef war frühzeitig mündig gesprochen worden, weil sein Vater im Feld geblieben war. Eine Tante und seine Großmutter versorgten den Haushalt.

Die Arbeit machte mir große Freude. Nach einem halben Jahr jedoch konnte ich es nicht mehr aushalten, und auch die besten Überredungskünste vermochten mich nicht mehr aufzuhalten. Die Tante hatte mit meiner Mutter Kontakt aufgenommen. Sie war eine liebe Frau und fuhr unter Tränen noch mit mir über die Elbe, in der Hoffnung, mich zurückhalten zu können. Aber nein, ich rannte in mein Unglück. Hamburg, die Reeperbahn, die »große Freiheit«, die sich für die meisten nur als große Gebundenheit herausstellt, zog mich wie ein Magnet an.

So versuchte ich dann dort, mein Leben zu leben, ein Leben auf anderer Leute Kosten. Spielversuche gingen für mich total daneben. Ich verlor einmal neunhundert Mark, und das war viel Geld für mich. Da ich nun auch nichts mehr zu essen hatte und auf eine Geldquelle angewiesen war, geriet ich sehr schnell Gaunern in die Hände, die den Neuling sofort erkannten.

Ich spezialisierte mich auf Tankstellen-Diebstähle. Ich wurde jedoch durch ein Rundschreiben der Kripo eingekreist und von einem cleveren

Tankstellen-Besitzer bei meinen Tricks durchschaut und festgenommen. Für mich als Heimzögling war die darauffolgende Jugendstrafe auf der Elbinsel Hahnöversand nicht tragisch. Hier lernte ich das Schneidern und brachte es bis zu einem leidlichen Hosenschneider.

Nach meiner Entlassung wurde ich wieder beim Tankstellen-Diebstahl erwischt. Trotz aller Versuche meiner Rechtsanwältin, Frau Dr. Gerken-Koch, die sich in rührender Weise um mich und mein Recht bemühte, wurde ich zu dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Es scheiterte eben alles an den Tatsachen.

So verurteilt, wurde ich in die Strafanstalt Neuingamme eingeliefert. Von dort jedoch wurde ich bald in die Gefängnisabteilung des Zuchthauses Hamburg-Fuhlsbüttel überstellt.

Mir machte dieser Wechsel nicht viel aus; ich habe auch keinen großen Unterschied bemerkt. Vielmehr habe ich festgestellt, dass sich der sogenannte Zuchthäusler oft viel anständiger in der Haft benahm als der »Gefängnis-Gefangene«.⁵

5 Anmerkung des Herausgebers: Bis zum 01.04.1970 existierte in der Bundesrepublik Deutschland die Unterscheidung zwischen Zuchthaus- und Gefängnisstrafen. Erstere waren insgesamt härter sowie stärker mit Zwangsarbeit verbunden; Zuchthäusler wurden im besonderen Maße als »Bürger zweiter Klasse« gesehen.

Eingeteilt wurde ich in die Setzerei und Druckerei. Das war eine lehrreiche, hochinteressante Arbeit, die meinen Fähigkeiten damals gut entsprach, soweit ich das beurteilen kann. Der Meister war jedenfalls zufrieden mit mir. In mir reifte der Entschluss, diesen Beruf zu erlernen. Der Anstaltsleiter war auch dafür, aber es kam alles anders. Im Rahmen einer Vereinbarung zwischen den Anstalten in Hamburg, Bremen und Kiel sollten alle Zuchthäusler dieser Anstalten nach Hamburg, alle anderen Gefangenen in die festen Häuser der übrigen Anstalten verlegt werden. Das empfanden wir als eine Art Deportation.

Als ich dann eines Tages die Nachricht bekam, dass ich am nächsten Morgen meine Sachen zu packen hätte wegen der Verlegung nach Bremen-Oslebshausen – das einen schlechten Ruf hatte –, entfachte das in mir die hellste Empörung. In meinem Zorn schlug ich mich bis zum Amtmann durch und beschwerte mich über die Verlegung in die Anstalten für abgeschriebene Fälle – wie das von meinem Standpunkt aussah –, wo ich doch hier einen Beruf erlernen wollte und sollte. Der Amtmann versuchte mich zu beruhigen und klarzumachen, dass er nichts dafür könne. »Nun mal ruhig, wird alles nicht so heiß gegessen, wie's

gekocht wird« – so etwa lief das Gespräch. Danach durfte ich in meine Zelle gehen.

Ich glaubte dem Amtmann jedoch kein Wort. Für uns waren diese Leute doch schließlich immer Feinde. In meinem Zorn und aus Protest gegen

**WER MIT
DEM KOPF
DURCH DIE
WAND WILL,
HAT AM
ENDE NUR
SELBER DIE
BEULEN.**

diese beschlossene Maßnahme schlug ich die ganze Zelle entzwei. Was hatte ich davon? Änderte sich etwas? Zu meinen Gunsten jedenfalls nicht. Das Einzige, was ich bekam, war die Kostenrechnung für die kaputte Zelle und für die nächste Nacht einen Arrestaufenthalt. Wer mit dem Kopf durch die Wand will, hat am Ende nur selbst die Beulen. Das will aber erst einmal gelernt sein!

Am nächsten Morgen wachte ich fröhlich auf. Solch eine Ventilhandlung hat ja auch eine befreiende Wirkung. Angeblich hat auch Reichskanzler Otto von Bismarck manche Vase an die Wand geschmissen und konnte danach beruhigt seinen Amtsgeschäften nachgehen.

Keiner ahnte, was an diesem Tag noch passieren sollte. Am wenigsten ich, der ich mich mit der Verlegung abgefunden hatte. Von Natur aus bin

ich ein Typ, der zwar schnell auf hundertachtzig ist, aber dann wieder ganz normal und fröhlich seines Weges zieht.

Auch die Beamten freuten sich über die nächtliche Verwandlung meiner Haltung. Ich ließ mich guten Mutes in mein Zivil umkleiden, dann ging es ab nach Bremen. »Warum nicht gleich so?«, fragte noch ein netter Beamter, bevor ich als Letzter in den voll besetzten Gefängniswagen stieg, die »Grüne Minna«.

Der Wagen war voll schwerer Jungs mit langen Strafen, die zum Teil schon ausgebrochen waren oder, wie ich, im Verdacht standen, es noch tun zu wollen. Einige kannten wohl auch die Strecke von Hamburg nach Bremen und hatten einen Fluchtplan ausgeheckt. Mich als Letzten weihte man auch noch vorsichtig ein. »Am Kilometerstein X hält die Minna, der volle Aborteimer muss rausgegeben werden. Tür ist offen, Druck von innen, nur ein Beamter und schon sind wir alle draußen. Machste mit?«

Voll des Protestes gegen diese Deportation und immer noch enttäuscht darüber, dass meine Hoffnung, eine Druckerlehre machen zu können, zerstört worden war, sagte ich zu. Es war nur einer unter den Gefangenen, der nicht mitmachen wollte und alles in seinem Gedächtnis notierte,

um später als guter Zeuge gegen uns aussagen zu können. Wir wussten alle um ihn, aber zwingen konnten wir ihn nicht und abzuhalten vermochte er uns auch nicht.

Der Kilometerstein kam, und der Wagen hielt zu einer an dieser Stelle üblichen Pause. Der Beamte öffnete vorsichtig die Tür, um humanerweise den Eimer entgegenzunehmen. Ich gab meinem Vordermann, einem Königsberger Boxer, einen Stoß und die Tür war offen. »Die wollen ausbrechen!«, rief der entsetzte Beamte seinen Kollegen zu. Aber anstatt ihren Kameraden zu befreien, warfen sie die Tür zu und stemmten sich dagegen. Der nun gefangene Beamte fürchtete um sein Leben, obwohl es ihm keiner nehmen wollte.

Nach einem kurzen Handgemenge ging der Mantel des Beamten auf, und ich sah den Koppelriemen. »Pistole«, schoss es mir durch den Kopf. Das war nicht eingeplant. Im nächsten Moment hatte ich die Pistole in der Hand. Mein Komplize hatte inzwischen den Beamten losgelassen, der mit voller Wucht die Tür aufstieß und raussprang. Die beiden anderen Beamten hatten sich in den Graben geworfen. Sie hatten auch noch eine Waffe. So stand Waffe gegen Waffe, drei Mann draußen und der Wagen voller Schwerverbrecher.

Dennoch geschah nichts. Ich hatte inzwischen die Pistole weitergegeben, und sie machte nun die Runde. Keiner wollte sie behalten. Sie hatten gemerkt, dass es sehr ernst geworden war, und hatten nur noch einen Wunsch, sich zu verstecken. Ich hatte aus Zorn vorher eine Scheibe kaputtgeschlagen, sodass der Anstifter des ganzen Planes nun die Pistole nahm und sie den Beamten hinausreichte.

Als diese ihre Pistole wiederhatten, nahmen sie auch die Geschicke in ihre Hand. Sie forderten uns auf, ins Innere des Wagens zu gehen. Alle gingen, ich blieb. Mir war in diesem Moment alles egal. Die Beamten drohten mir, es würde geschossen, wenn ich nicht ginge. Tatsächlich bohrten sich Sekunden später einige Kugeln über meinem Kopf in das Blech hinein. Da ging ich doch. Die Tür wurde zugeschlagen, der Riegel vorgeschoben – der Aufstand war niedergeschlagen.

Inzwischen waren auch endlich Polizeiwagen gekommen, aber es war ja schon alles vorbei. In Bremen wurden wir erwartet. Alle Beamten standen bereit. Die Insassen mussten den Wagen verlassen, nur Dyck und Richter, der Königsberger Boxer, sollten zurückbleiben. Mein Komplize wurde zuerst mitgenommen. Ich hörte Schreie und dann nichts mehr. Später erfuhr ich, dass

Richter einem Beamten Gebiss und Brille zerschlagen hatte, als man ihm eine Abreibung geben wollte. Darauf hatte er nun so furchtbare Prügel bezogen, dass mir später der Anstaltsarzt zu verstehen gab, dass er nicht einmal in der Nazizeit jemand gesehen habe, der so zusammengeschlagen worden sei wie dieser.

Ich selbst wurde schließlich auch aus dem Wagen geholt. Dann hörte ich: »Laufen, laufen!« Es ging durch ein Spalier von mit Gummiknüppeln ausgerüsteten Beamten, wovon jeder so oft und fest schlug, wie er konnte. Ganz am Ende war wie ein Lichtschein die offene Zelle, mein mir bestimmtes Ziel. Ich lief so schnell ich konnte und gelangte in die Zelle. Es folgten mir drei Beamte, denen ich mit den Worten entgegentrat: »Wenn ihr wollt, dann schlagt mich tot.« Mir war alles egal. Ich bezog nun eine Tracht Prügel und wurde gleich darauf untersucht, ob ich verletzt wäre. Man fand nichts, ich hatte mal wieder Glück gehabt.

Im teuersten Anzug der Welt

Nach einigen Wochen Wartezeit kamen wir wieder nach Hamburg. Dort saßen wir in Einzelhaft und waren verhasst bei allen Beamten, weil wir

ihre Kollegen angegangen waren. Wir bekamen jeder noch drei Jahre Zuchthaus und drei Jahre Ehrverlust⁶ zusätzlich zu unserer eigentlichen Strafe. Landgerichtsdirektor Dr. Fritz Valentin führte den Prozess. Als das Urteil gesprochen war, kam er in den Raum für Angeklagte, begrüßte meine Rechtsanwältin und sagte zu ihr, während er mir die Hand reichte: »Nun ist er erledigt.« Doch der so menschlich wirkende Händedruck dieses Mannes, der ausdrückte: »Laut Gesetz muss ich dich so hart verurteilen, als Mensch tust du mir leid«, bewog mich, das Urteil sofort anzunehmen.

Ich hatte nun insgesamt sechseinhalb Jahre Freiheitsentzug abzusitzen; alles zusammengenommen habe ich elf Jahre hinter Gittern gesessen. Ich trug den teuersten Anzug der Welt, die blaue Gefängnis-Uniform, bezahlt mit meiner Freiheit, meiner Ehre, mit elf Jahren meines jungen Lebens. Was hatte ich erreicht? Es war alles verpfuscht. Es fehlte nur noch Sicherheitsverwahrung oder womöglich lebenslänglich.

6 Anmerkung des Herausgebers: Der Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte (»Ehrverlust«), also das Recht, zu wählen und gewählt zu werden, öffentliche Ämter auszuüben, öffentliche Würden, Titel, Orden usw. zu tragen, war bis zur Strafrechtsreform 1969 eine sog. Nebenstrafe, die zusätzlich (und zeitlich parallel) zu Gefängnisstrafe, Zuchthaus oder Todesstrafe verhängt werden konnte oder musste.

**ICH TRUG
DEN TEUERSTEN
ANZUG
DER WELT,
DIE BLAUE
UNIFORM,
BEZAHLT MIT
ELF JAHREN
MEINES JUN-
GEN LEBENS.**

Ich war ausgezogen, um ein freier Mann zu sein, und war nun schlimmer dran als ein kleines Kind. Ich wurde eingekleidet und konnte keine

Tür durchschreiten ohne fremde Hilfe, war beschränkt auf ein paar Quadratmeter Raum und verdiente ein paar Pfennige pro Tag. Es hat sich nicht gelohnt. Es lohnt sich nie. Die Freiheit ist das höchste Gut, und die hatte ich nun für sechseinhalb Jahre verspielt.

Da die schwerere Strafe vor der leichteren anzutreten ist, kam ich zuerst ins Zuchthaus. Hier konnte ich auf eigenen Wunsch hin in der Druckerei arbeiten und lernte auch die Buchbinderei kennen. Außerdem strickte ich Netze, klebte Tüten und erledigte andere nervtötende Arbeiten. In meiner freien Zeit las ich viel. Anhand einer Philosophie-Geschichte von August Messer verschlang ich alle erreichbare philosophische Literatur und beschäftigte mich mit den höchsten Gedanken. Ich baute mein Deutsch aus, fing an zu dichten und Schach zu spielen.

Viele der Beamten hier benahmen sich sehr menschlich. Das war immer sehr wohltuend. Sie hatten einen sehr großen und positiven Einfluss auf uns Gefangene. Ich habe jedenfalls kein gutes Wort vergessen. Auch wenn ich mich nicht besserte, es war keine gute Tat umsonst. Ein Beamter fiel besonders auf. Ich erfuhr erst nach meiner Entlassung, dass er Baptist war. Er hatte nie von seinem Glauben gesprochen, aber sein Verhalten war so ausstrahlend, seine gleichbleibende Freundlichkeit auch den härtesten Burschen gegenüber so wohltuend, dass Gefangene sogar auf krumme Dinger verzichteten, wenn sie wussten, dass dieser Mann Dienst hatte.

Ebenfalls viel zu verdanken habe ich Hans A. de Boer, damals Sozialsekretär des CVJM Hamburg. Er besuchte mich und schrieb mir auch in der Zeit, als sich meine Mutter von mir lossagte. Sie schämte sich so ihres einzigen Kindes, dass sie meinen Tanten nichts von dem Aufenthalt ihres missratenen Sohnes zu sagen wagte. Hans A. de Boer gab mich aber auch dann nicht auf. Immer wieder schrieb er mir. Er befand sich damals auf einer Weltreise, die ihren Niederschlag in dem bekannt gewordenen Buch »Unterwegs notiert« fand. Er war die rechte Hand des Theologen Martin Niemöller, saß an den Tischen hoher Kirchen-

fürsten, aber vergaß den kleinen, abgeschriebenen Zuchthäusler nicht, sondern schrieb mir immer wieder aufmunternde Karten.

**DIE ZUKUNFT
DES GE-
KOMMENEN
IST UNSERE
GEGENWARTS-
ERFÜLLUNG,
DER MOTOR,
DER UNS
TREIBT, UND
DIE KRAFT,
VON DER WIR
LEBEN.**

Liebe Christen, lasst uns Arbeiter auf Hoffnung und Befehl sein und nicht auf die Erfolglosigkeit unserer Arbeit schauen. Tragen wir den Menschen nicht so sehr ihre Vergangenheit nach, die kennen sie zur Genüge. Ein Mensch, der nichts mehr zu erwarten hat, dem man seine Vergangenheit in Form dicker Akten nachträgt, ist ein nihilistisch-anarchistisches Stimulans unserer Gesellschaft.

Die Welt und der Einzelne in ihr brauchen Hoffnung. Die Christen sind die einzigen, die etwas noch nie Dagewesenes zu erwarten haben. Der wiederkommende Herr hält sie in Bewegung. Die Zukunft des Gekommenen ist unsere Gegenwartserfüllung, der Motor, der uns treibt, und die Kraft, von der wir leben.

Liebe Psychiater und Psychologen, die Sie das Leben analysieren, die Sie verdrängte Vergangenheit bewusst machen können: Sie können dem

Menschen die Gegenwart wieder erträglich und annehmbar machen. Sie haben wirklich viel zu sagen, aber eines nicht: »Dir sind deine Sünden vergeben.« Dieser Zuspruch Gottes durch Jesus Christus und in seinem Namen durch die Christen, er bereinigt die Vergangenheit und eröffnet die Zukunft in einer dadurch sinnerfüllten Gegenwart. Nach den Prognosen vieler Leute hatte ich nichts anderes zu erwarten als das immer schon Dagewesene: Kriminelle Energie ungebrochen, er wird bald wiederkommen! Das war alles, was sie zu sagen hatten. Meine Erfahrungen lauten da heute anders: Gott spricht und es steht da! Er ist es, der aus dem Nichts durch sein schöpferisches Wort die ganze sichtbare Welt geschaffen hat. Er allein ist es auch, der ein nichtiges, leeres Leben neu machen und mit Sinn erfüllen kann.

Aber damals war es noch nicht so weit. Die Heilsarmee, die mir die entscheidende Hilfe brachte, kannte ich überhaupt nicht. Sie war mir noch nie begegnet, und ich lebte doch immerhin schon mehr als zwanzig Jahre!

Zum ersten Mal lernte ich die Heilsarmee im Zuchthaus Fuhlsbüttel kennen. Viele von uns gingen nur aus Langeweile und wegen der willkommenen Abwechslung zur Kirche. Andere kamen, um Kassiber, Illustrierte, Romane usw. einzutau-

schen oder um alte Kumpel zu treffen. Nur wenige kamen um des Wortes Gottes willen. Sicher, die meisten kamen zu diesen Versammlungen oft auch nur, um wenigstens einmal wieder ein paar Mädchenbeine zu sehen. Dennoch, wir saßen da, wir hörten zu, und manchmal gingen wir sogar innerlich mit. Das durfte man sich natürlich nicht anmerken lassen, denn der Spott der Mitgefangenen ist ätzend wie Salzsäure.

Ich bin damals nicht gläubig geworden, leider nicht! Aber es waren die erfrischendsten Stunden, diese fröhlichen Heilsarmee-Versammlungen mit ihrer Musik, mit ihrem Gesang, mit ihrem Zeugnis und ihrer Botschaft, der wir jedoch keine Kraft für unser Leben zutrauten. Trotzdem wurde damals der Grundstock zur Sympathie für diese Männer und Frauen gelegt. Und was immer wir von ihnen hielten – für echt hielten wir sie schon –, sie waren für uns unerreichbar. Es waren ja auch zu nette Leute, zu gute Bürger und nur selten imponierende Gestalten darunter.

Viele Predigten habe ich in dieser Zeit gehört, aber eben doch so, als hätte ich sie nicht gehört. Nur eine Predigt eines kriegsbeschädigten Pastors – dem ich abspürte, dass er lebte, was er sagte – machte Eindruck auf mich. Natürlich stand die Alltagsrealität eines Zuchthäuslers dem Gesagten

entgegen, dennoch wurde in mir eine Sehnsucht geweckt. Als ich damals in meine Zelle zurückkehrte, habe ich das erste Gebet meines Lebens formuliert. Ich hatte Sehnsucht danach, glauben zu können und neu anfangen zu dürfen. Ich wünschte, noch einmal Kind sein zu können, ein Mensch mit Zukunft, ohne belastende Vergangenheit.

Ich schrieb das Gebet auf das Deckblatt meiner Bibel, die mir ein lieber alter Christ in der Hoffnung geschenkt hatte, ich würde sie lesen. Leider habe ich das nie getan. Ich habe diese ungelesene Bibel noch heute. Auch das Gebet steht noch darin, wie überhaupt alles, was ich aus Mangel an Schreibpapier auf die leeren Ränder schrieb. Dieses Gebet ist vom ersten bis zum letzten Wort erhört worden.

O Herr, der Zweifel fällt mich an:

Es schwinden alle Zeichen.

*Oh, gib, Herr, gib ein Kanaan
für mich und meinesgleichen!*

Gib mir des Glaubens helles Licht:

Ich will getrost es stellen

*vor meine Augen – dicht, ganz dicht! –,
um all das Dunkel zu erhellen.*

*Herr, verscheuch die Grillen mir,
den Wust der fremden Lehren,
die stets durch eine Hintertür
die Macht des Zweifels mehren!*

*Herr, ich Mensch der Wissenschaft,
der geistigen Triumphe,
brauch mehr denn je des Glaubens Kraft,
dass ich nicht doch versumpfe!*

*Gib, dass in bodenloser Zeit
ich an dein Wort mich halte
und vor dir, Herr der Ewigkeit,
ganz still die Hände falte.*

*Dazu, o Herr, gib Kraft und Mut,
des Glaubens Trost und Helle,
auf dass der Dunkelheiten Flut
an deiner Macht zerschelle!*

Ohne Schöpfer ist das Geschöpf bald erschöpft

Danach kamen aber Jahre besonderen Tiefgangs. In Bremen war man aus verständlichen Gründen mir gegenüber besonders streng. Was ich haben wollte, musste ich mir auf dem Beschwerdeweg

erkämpfen. So unter anderem auch ein Glutamin-Präparat. Ich hatte für die Firma Juno Reklameverse geschrieben und dafür tatsächlich einen Hundertmarkschein aus Hannover bekommen. Meine Rechtsanwältin sollte mir für die Hälfte des Geldes ein Weihnachtspaket schicken. Sie hatte von mir einen Wunschzettel bekommen, worauf auch dieses Gehirnnahrungspräparat verzeichnet war. Das Paket wurde genehmigt, nur das Präparat sollte ich nicht bekommen. Man fürchtete, dass ich mir auf diese Weise Gift besorgen wollte. Erst durch Mithilfe des Arztes Dr. H. Wieske, der die Ungefährlichkeit dieses Medikamentes bescheinigte, gelangte die »Gehirnnahrung« in meine Zelle.

Als ich dann Jahre später einmal in einer Bremer Gemeinde predigen durfte, traf ich dort den ehemaligen Arzt wieder. Später besuchte er uns sogar mit seiner Gattin, und der ehemalige Arzt des Gefängnisses und der ehemalige Gefangene konnten durch den Glauben an Jesus Christus geeint ihren gemeinsamen Herrn anbeten.

Kurz vor meiner Entlassung war ich total unten. Vielleicht war es unter anderem die jahrelange Beeinflussung der Philosophie Arthur Schopenhauers, die mich zu Selbstmordgedanken trieb. Jeden Tag hatte ich den Spruch von Soheili

vor Augen, der neben einem Schopenhauer-Bild
in meinem Schrank hing:

*»Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
sei nicht im Leid darüber, es ist nichts.
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.
Vorüber geh'n die Schmerzen und Wonnen,
geh an der Welt vorüber, es ist nichts.«⁷*

Gedanken sind Mächte, und Worte sind mit Geist gepaart. Die jahrelange Beschäftigung mit der Philosophie der Verneinung, der Knastkoller und die Sinnlosigkeit meines Daseins führten dazu, dass ich mir eines Tages eine Rasierklinge besorgte und mir um Mitternacht die Ader aufschnitt.

An dieser Stelle muss ich sagen, dass, wer sich umzubringen beabsichtigt, kaum aufzuhalten ist. Wir haben die schauerliche Freiheit, uns das Leben zu nehmen, zu vernichten, wegzuschmeißen. Ich hätte jedenfalls nicht überlebt, wenn ich damals tiefer und fester zugeschnitten hätte. Fest

7 Anmerkung des Herausgebers: »Gedicht zum Dasein« des persischen Autors Anwari Soheili, das von Schopenhauer am Ende seines Werkes »Die Welt als Wille und Vorstellung« (1818) zitiert wurde und dadurch Bekanntheit erlangte.

steht so viel, dass ein Beamter mich beim mitternächtlichen Routinegang entdeckte. Das heißt – nicht mich, sondern mein Blut, das in die Mitte der Zelle geflossen war. Um nicht entdeckt zu werden, hatte ich mich in den toten Winkel gelegt und meine Decke so aufs Bett gerollt, dass man annehmen musste, ich läge darin. Ich war schon besinnungslos, als der Beamte Alarm schlug. Der Obermedizinalrat, der gerade Nachtdienst hatte, gab mir eine schnell wirkende Spritze, und so kam ich wieder zu mir.

Sofort wurde ich entkleidet und mit auf dem Rücken gefesselten Händen in den Keller abtransportiert. So hatte man mich gegen mich selbst geschützt. Völlig apathisch und enttäuscht ließ ich alles mit mir geschehen. Bald darauf kam ich ins Anstaltskrankenhaus, wo unter der Beobachtung eines jungen, sehr sympathischen Psychiaters meine Selbstmordgedanken tatsächlich bald überwunden waren.

In diesem Lazarett habe ich auch das erste christliche Buch gelesen: »Warum ich noch ein Christ bin« (1937) von Paul Schütz. Die Antwort auf die Titelfrage ist mir unvergesslich geblieben: »Ich bin deswegen noch ein Christ, weil mir in der Begegnung mit Menschen immer wieder auch das Antlitz Jesu aufleuchtete.«

Der Tag meiner Entlassung rückte näher. Durch meinen Aufenthalt im Lazarett hatte ich es den Fürsorgern⁸ der Anstaltsbereiche fast unmöglich gemacht, vor meiner Entlassung noch eine Arbeit und Wohnung für mich zu besorgen. Mein Entlassungstag war ausgerechnet auch noch ein Sonntag. Aber aus der Rückschau muss ich sagen, dass es glücklicher nicht kommen konnte.

An diesem Sonntag hatte Pastor Dönitz wieder einmal im Zuchthaus gepredigt. Beim Nachhausegehen ging er an den Türen der Entlassenen-Abteilung vorbei und fand meinen Namen an einer Tür. Zum ersten Mal wirkte sich wohl hier die Tatsache positiv aus, dass mein Name negativ bekannt und im Gedächtnis dieses Pfarrers hängen geblieben war. Er kam zu mir in die Zelle und erkundigte sich in der wohl üblichen Weise nach meinem Wohlergehen, nach meinem Woher und Wohin. Dann wünschte er mir Gottes Segen, alles Gute und ging. Ich dachte damals: »Gottes Segen kannst du dir an den Hut stecken, was soll das?« Dass an Gottes Segen alles gelegen ist, merkte ich erst viel später.

Nach wenigen Minuten kam, von Pastor Dönitz geschickt, Diakon Radzcuweit in meine Zelle.

8 Fürsorger: Sozialarbeiter.

»Sie werden entlassen?«

»Ja.«

»Wohin werden Sie gehen?«

»Weiß ich nicht!«

»Wären Sie bereit, in ein Soziallager in der Kie-
ler Straße einzuziehen?«

Als ich das Wort »sozial« hörte, ging ich erobost unter die Decke. »Behalten Sie Ihre sozialen Angebote für sich und verschwinden Sie gefälligst!«

Aber unser Diakon, ein urgesunder Ostpreuße, der sicher schon manche Stürme vonseiten uneinsichtiger Gefangener gewohnt war, ließ sich nicht erschüttern. Er fragte mich, ob ich in ein Heilsarmee-Heim einziehen würde.

Ich kann mir vorstellen, dass er damals erwartete, dass ich scharf ablehnen würde. Aber hier zahlte sich nun die treue Kleinarbeit auf Hoffnung aus, die durch die Heilsarmee an den besonderen Stätten des Elends getan worden war. Die Sympathie zu diesen Menschen, die sich nicht scheuten, sich vor uns lächerlich zu machen in ihrer ungewöhnlichen Uniform und mit ihrer für uns antiquiert erscheinenden Botschaft, zahlte sich in diesem Moment aus. Ich konnte damals nicht ahnen, dass mit meinem »Ja« die Weichen für mein ganzes weiteres Leben gestellt wurden.

Was nützen die höchsten Gedanken, wenn man platte Füße hat!

Der Diakon gab mir einen Empfehlungsbrief an den Leiter des Heilsarmee-Heimes Hamburg-Harburg mit; ich bekam meinen Lohn für die letzten sechseinhalb Jahre ausgezahlt – es waren ganze hundertfünfundzwanzig Mark – und wurde am 10.02.1958 entlassen.

Ich hatte noch keine Papiere, keine Arbeit, nur Unterkunft und Verpflegung waren gesichert. Pläne hatte ich keine. Verwandte, die sich um mich kümmerten, auch nicht. Meine Mutter wohnte in Ostberlin, und Hans A. de Boer wusste wohl auch nichts von meinem Entlassungstag. So stand ich an diesem Sonntagnachmittag allein auf weiter Flur. In der Tasche den Entlassungsschein und einen Empfehlungsbrief, hinter mir ein verpfushtes Leben, vor mir eine ungewisse Zukunft. Würde ich mich einfinden können? Würde ich Arbeit finden, würde man es mir nicht von Weitem ansehen, wo ich herkam?

Der Fürsorger Harder sagte mir noch beim Abschied: »Herr Dyck, machen Sie nicht, was andere taten. Versuchen Sie nicht, Versäumtes nachzuholen, indem Sie auf die Reeperbahn gehen und eine tolle Nacht halten.«

Nun, das war nicht meine Welt. Auch Alkohol reizte mich schon lange nicht mehr. Seitdem ich eine Alkoholvergiftung in Finkenwerder gehabt hatte, hatte ich keinen Schnaps mehr angerührt.

Am nächsten Morgen wollte ich auf Arbeitssuche gehen. Arbeiten wollte ich, und Arbeit gab es in Hamburg genug. Aber bevor ich noch das Haus verlassen konnte, fiel mein Blick im Vorbeigehen auf das Schwarze Brett des Hauses. Dort stand groß mit weißer Kreide geschrieben: »Hausarbeiter gesucht! Interessenten beim Heimleiter melden.«

Ich blieb stehen. Hausarbeiten, das hatte ich im Gefängnis gelernt: Geschirr spülen, Kartoffeln schälen, mit dem Bohnerbesen umgehen, Toiletten reinigen, das alles konnte ich gut. Dass ich aber mal Reinemacher bei der Heilsarmee werden würde, das hatte sich mein stolzer Geist nicht träumen lassen – zumindest nicht mehr seit der Zeit, in der ich mich mit der Philosophie beschäftigt hätte.

Ich hatte den Kopf voll, aber mein Herz war trotzdem leer. Ich hatte hohe Gedanken und konnte mich berauschen an den Werken von Platon, Kant, Schopenhauer und Nietzsche, sodass

**LIEBER
PLATTFÜSSE
ALS PLATTE
GEDANKEN!**

mich die Gefangenen scherzweise »Professor für Besserwissenschaften« nannten. Ich gebrauchte viele Fremdwörter und kam mir sehr gelehrt vor.

Was nutzen aber die höchsten Gedanken, wenn man platte Füße hat. Man kann auch als wirklicher Professor, Fachmann auf seinem Spezialgebiet, noch ein moralischer Schweinehund, eine Intelligenz-Bestie sein, doppelt gefährlich, weil begabt und unmoralisch, gesetzlos und gottlos zugleich. Das gefährlichste Wesen auf dieser Welt ist noch immer der Mensch. »Was wir zu fürchten haben, ist nicht die Atombombe, sondern der Mensch«, sagte Albert Einstein. Nicht was der Mensch in der Hand hat, scheint mir wichtig, sondern wer diesen Menschen in der Hand hat, wer ihn führt und beherrscht.

Kleine Dinge, Unwägbarkeiten sind in unserem Leben oft entscheidend. Ein Schwarzes Brett, ein Blick der Augen, ein Stillestehen – dann folgte ich diesem ersten Angebot und ging in das Büro von Heilsarmee-Kapitän Zeh.

Die »Heilsarmee« trägt ihren Namen aus gutem Grund: Sie ist durchweg militärisch organisiert, im Kampf gegen das Elend und für die Errettung. Deshalb tragen ihre Mitglieder Uniformen und militärische Ränge, auch wenn das nicht jedem gefällt.

Kapitän Zeh war ein lieber und gemüthlicher Christ. An diesem Morgen wurde ich Hausarbeiter für sechzig Mark im Monat bei freier Kost und Logis. Das Heim war voll gescheiterter Existenzen, einer Summe von möglichen Komplizen zu neuen Straftaten – und doch kam alles so ganz anders. Jeden Morgen wurde dort für die Mitarbeiter der Heilsarmee eine Andacht gehalten, und wozu mich früher keine zehn Pferde gebracht hätten, daran nahm ich nun freiwillig teil. Nicht genug, ich besuchte sogar die Heilsarmee-Versammlungen in der Talstraße.

Hier im Hause gab es noch eine weitere Heilsarmee-Familie, Kapitän Allers und seine Frau. Sie wurden allerdings bald nach Frankfurt versetzt – keine Minute zu früh oder zu spät, wie ich im Nachhinein feststellte. Ebenfalls wohnte ein stiller, aber allezeit hilfsbereiter junger Mann im Haus, Werner. Er lebte, wie ich später erfuhr, in freiwilliger Armut. Er kam aus Wedel in Holstein, hatte Schlosser gelernt, in Abendkursen das Abitur nachgeholt und wollte Heilsarmee-Offizier werden. Es gab wohl keinen, der ihn nicht gerne mochte. Es ging von ihm etwas aus, was ich später nirgends so gefunden habe. Er besaß nicht viel, aber verstand mit dem wenigen große Freude zu machen, weil er sich selbst schenkte. Nie

war er in Eile, keine Spur von Hetze fand sich an ihm, und doch war er immer zur rechten Zeit da, um zu helfen. Er zog mich sehr an, und ich bin Gott sehr dankbar, dass er mir diesen Menschen auf meinen Weg gestellt hat. Er nahm mich mit, wenn er Krankenbesuche machte. Ich war dabei, als er einen älteren Heimbewohner besuchte, der ein starker Trinker war. Werner sprach mit ihm und betete mit ihm, alles so natürlich und fein, dass ich es kaum schildern kann. Es war alles so selbstverständlich. Er war später dann bei Pastor Kemner in Ahlden, danach in Adelshofen bei Pfarrer Riecker und gründete später einen Orden mit einem weiteren Bruder, den er über mich in Frankfurt kennenlernte.

Die Heilsarmee mit ihrer Lebendigkeit wurde mir immer lieber. Ich zog bald mit auf die Straßen, sang freudig ihre Lieder, ging mit zum Sammeln und zur Lokalmission. Ich wusste allerdings nicht, dass die Gemeinde in der Talstraße (Sitz der Heilsarmee im Bereich der Reeperbahn) für mich betete, der ich zwar äußerlich mit dabei, innerlich aber fern von Gott war.

Einige Zeit später fuhr ich nach Heilbronn, um Hans A. de Boer zu besuchen, der sich dort aufhielt, und ihm zu danken für alle Hilfe, die er mir in der Gefängniszeit geleistet hatte. Auf

der Rückfahrt nach Hamburg blieb ich in Frankfurt stecken. Das Geld war mir ausgegangen und reichte nur zur Bahnfahrt bis Frankfurt. Meine erste Frage am Hauptbahnhof war: »Gibt es hier eine Heilsarmee?« »Und ob«, bekam ich zur Antwort. Zwei Heime gab es: »Ostbahnhofsbunker« und »Schifferbunker« – es waren ehemalige Hochbunker, die nun vielen Menschen Unterkunft boten. Warum ich ausgerechnet zum Schifferbunker ging, dafür gibt es keine menschliche Erklärung. Da ich nicht an Zufall glaube, sondern an Gottes Führung, meine ich heute dankbaren Herzens: Gott hat mich dorthin geführt. Dort im Schifferbunker traf ich das Ehepaar Allers aus Hamburg wieder, die seit einigen Tagen die Leitung dieses Heimes übernommen hatten.

Sie nahmen mich gleich fröhlich auf. Die Wohnfrage war gelöst, und so blieb ich in Frankfurt am Main. Zuerst hatte ich eine Stelle als Gelegenheitsarbeiter auf dem Markt, wo ich sämtliche Herumtreiber Frankfurts mit ihren Nöten und Problemen kennenlernte. Bald hatte ich eine feste Stelle beim Teppichhandel und fand auch ein eigenes Zimmer in der Humboldtstraße. In meiner freien Zeit ging ich zur Heilsarmee, folgte aber auch jeder anderen christlichen Spur.

So lernte ich den EC⁹ Langstraße kennen, die Landeskirchliche Gemeinschaft¹⁰, Bruder Victor von der Blaukreuz-Arbeit¹¹ und Bruder Dubian, den Leiter des Schwarzen Kreuzes¹². Ihm habe ich ein Vierteljahr bei seiner Arbeit mithelfen dürfen. Wie viel Not ist mir hier begegnet! Von hier aus gingen um die Weihnachtszeit die Briefe und Pakete in die Gefängnisse und zu den leidgeprüften Angehörigen. Bruder Dubian war ein alter Mann, aber welch einen Fleiß zeigte er bis ins höchste Alter! Ohne Einkommen, außer einer kleinen Rente, hat dieser Mann allen Gefangenen und Vorbestraften um Jesu willen zur Verfügung gestanden: Predigt- und Reisedienst in nachgehender Seelsorge, Besuche, Gespräche, langwierige Korrespondenzen – und trotzdem fehlte er in keiner Bibelstunde.

Zu alledem hatte er seit dreißig Jahren eine schwergelähmte Frau im Bett liegen, für die er in rührendster Weise sorgte, ohne Fremdhilfe in Anspruch zu nehmen. Das kann man nicht

9 EC (»Entschieden für Christus«, früher »Entschiedenenes Christentum«): christlicher Jugendverband.

10 Landeskirchliche Gemeinschaft: selbstständig organisierte Gruppen innerhalb der evangelischen Landeskirche.

11 Blaues Kreuz: christlicher Suchthilfeverband, früher vor allem für Alkoholiker.

12 Schwarzes Kreuz: »Christliche Straffälligenhilfe e.V.«

ohne Glauben an Jesus Christus, ohne zusätzliche Kraft. Ich habe beide oft erlebt: er, der Unermüdliche, Liebevoller, der die Gaben, die er bekam, sichtete, verpackte und weiterreichte – und sein »Muttelchen«, die trotz verkrüppelter Hände noch Handarbeit tat. Wenn Frau Dubian das Lied sang: »Fest und treu, wie Daniel war«, alle Verse mit fester und klarer Stimme, dann war das immer eine Stärkung für mich, den jungen und gesunden Mann. Ich ging stets getröstet aus dieser Wohnung an meine Arbeit.

Christ ohne Christus

Bald darauf begann ich in den Friedberger Anlagen von Frankfurt eine Brötchen-Mission. Dort, beim Grabinger, einer Barackenkaschemme, kümmerte ich mich um die »Wermut-Leichen« und versuchte ihnen Kleidung, Unterkunft und Arbeitsmöglichkeiten zu geben. In Zusammenarbeit mit dem EC Langestraße konnte ich viele dieser Leute wieder einmal mit einem weißen Tischtuch und einem reich gedeckten Tisch bekannt machen, ihnen Gemeinschaft und das Wort Gottes anbieten. Viele holten sich nur die Kleidung und das Essen. Andere nahmen die Gelegenheit wahr, sich zu waschen und zu rasieren. Schwester Elsbeth, Tan-

te Klopp und noch ein Schwesternpaar opferten viel Zeit und Geld, sonst hätte ich diese Arbeit gar nicht tun können.

Durch täglichen Besuch im Wirtshaus beim Grabinger hatte ich mein Gesicht zu einer gewohnten Erscheinung werden lassen. Nach dem biblischen Motto, uns mit dem Mammon Freunde zu machen, verband ich das Erforderliche mit dem Wohltuenden, indem ich einigen der Männer ihren Hunger stillte und die Nahrungsmittel, Milch, Obst und Brötchen, beim Grabinger kaufte.

So hatten wir beide unseren Vorteil. Ich konnte unbehelligt Männer in unsere Versammlungen mitnehmen, ohne dass der Wirt wegen Geschäftsschädigung Krach schlug. Ja, mir war sogar erlaubt, Plakate unserer Veranstaltungen im und am Haus anzubringen. Ich hatte die Gewohnheit, alle Leute im Lokal mit Handschlag zu begrüßen. Dadurch bekam ich unvermittelt Kontakt mit völlig fremden Leuten. Ein alter Mann, der nie meine Hilfe verlangt hatte, der aber jeden Abend seine freie Zeit hier im Lokal totschrug, wurde unerwartet mein Beschützer. Bei meinen christlichen Ansprachen, die ich dort hielt, zeigte er nie besonderes Interesse. Eines Abends war ein Neuer im Lokal, der mich und meine Lokalrech-

te noch nicht kannte. Ich muss ihm wohl etwas zu nahe getreten sein in dem, was ich sagte oder andeutete. Er sprang auf und wollte mir an den Kragen. Bevor ich auch nur überlegen konnte, wie ich mich am besten aus der Affäre ziehen könnte, wurde der vor mir stehende Mann von hinten zu Boden gerissen, und zugleich erklang laut die Stimme des in Angriffsstellung verharrenden Alten: »Den fasst du nicht an!« So hatte ich Schutzengel, wo ich keine vermutete.

Es gab enttäuschende und froh machende Erlebnisse. Wir sollten uns von beiden nicht leiten lassen. Enttäuschungen bereiten wir uns meist selbst, indem wir nach einem falschen Menschenbild von anderen etwas erwarten, was eben nicht zu erwarten ist. Das sollte aber nicht dazu führen, dass wir resignieren und sagen: Nun tue ich gar nichts mehr und helfe keinem mehr. Denn gerade wenn wir meinen, jetzt habe jemand unsere Hilfe nicht mehr verdient, dann braucht er sie erst recht.

Ein Mädchen aus der Heilsarmee fragte mich, ob ich ihr ein gebrauchtes Motorrad vermitteln könne. Ich sagte zu und vereinbarte mit einem Freund an einer Tankstelle einen Termin, um ein Motorrad zu kaufen. Der Tag kam, aber der Freund erschien nicht. Ich hatte eine ganze Weile

WIR SCHEITERN NICHT AN DER UMWELT, SONDERN AN UNS SELBST.

gewartet, als ich, mehr aus Langeweile und mehr zufällig als geplant, gegen die Garagentür drückte, an der ich lehnte. Sie war offen und gab nach. Nun lief in mir gewissermaßen ein Mechanismus ab, ein Gesetz tief sitzender Gewohnheiten. Ich wehrte mich nicht und überdachte auch nicht die Folgen. Sie wären furchtbar gewesen und hätten mir Jahre Gefängnis eingebracht, wenn man mich erwischt hätte.

In der Garage stand ein großer Wagen. Die Türen waren offen und viele Sachen lagen darin. Ich raffte alles zusammen, steckte es ein und rannte in altgewohnter Manier davon. Zu Hause versteckte ich alle diese Sachen im Schrank, benutzte vor lauter Angst kein Stück davon und hatte von dem Diebstahl nichts außer einem belasteten Gewissen.

Wie war das möglich? Ich half anderen Leuten, so gut ich konnte. Sie nannten mich oft den einzigen Christen, der ihnen begegnet sei. Den Ruf, Christ zu sein, hatte ich, aber ich war keiner. Anderen half ich, mir selbst fehlte die Hilfe: die Wiedergeburt aus Wasser und Geist. Nicht nur neue Ziele, sogenannte gute Werke sind entscheidend

– die kann man tatsächlich ohne Jesus haben –, sondern ein neuer Mensch. Wir scheitern nicht an der Umwelt, sondern an uns selbst. Ich galt als Christ und verhielt mich auch so, ohne bewusst täuschen zu wollen. Aber ich war Christ nur dem Erlernbaren nach, der Form nach, äußerlich, für den oberflächlichen Blick nicht zu unterscheiden.

Keiner wusste um meine Schuld, nur Gott und ich. Ich besuchte weiter alle Versammlungen der Heilsarmee, ging mit auf die Straßen zu Freiversammlungen, sang die frommen Lieder, betete und predigte sogar, hatte aber immer ein schlechtes Gewissen. Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut, sprach aber mit keinem darüber. Es war zum Verzweifeln. Wie viele mögen, ähnlich wie ich damals, bei christlichen Aktionen mitmachen, ohne wiedergeboren zu sein, ohne neues Leben zu haben! Wie viele mögen da sein, die es nicht wagen, mit jemandem über ihre wirklichen Probleme zu sprechen und ihre fromme Maske fallen zu lassen!

Im Lichtkegel Gottes

Aber dann kam der »Tag der Deutschen Heilsarmee« in Stuttgart 1959. Auch bei uns wurde dieses Treffen angekündigt und vorbereitet. Leider

konnte ich nicht mitfahren. Ich hatte kein Geld, um die Busfahrt von Frankfurt nach Stuttgart zahlen zu können. Mein Geld ging in Form von Brötchen und anderen Hilfen für die Ärmsten der Armen drauf. Zu gerne wäre ich mitgefahren.

Als ich eines Tages zur Heilsarmee-Versammlung kam, eröffnete mir Brigadier Adam, ein stiller und treuer Heilsarmee-Offizier, dass jemand für mich die Fahrt bezahlt hätte, ich also mitfahren könne.

Ich durfte also dabei sein. Ein ganzer Bus voll Heilsarmee-Leuten auf dem Weg nach Stuttgart. Niemand konnte wissen, dass gerade dieser Tag der bedeutungsvollste in meinem Leben werden sollte. Ob es derjenige geahnt hat, der heimlich für mich die Busfahrt bezahlte? Nein, wir sollten niemals Arbeiter auf Erfolg werden, niemals nur so viel an Liebe und Opfer investieren, wie sich nach unserer Berechnung lohnen würde. Wir sollten nicht so geschäftlich, materialistisch denken und leben, sondern Arbeiter auf Hoffnung und Befehl sein. Die Liebe rechnet nicht – sie liebt. Ich verdanke jedenfalls einer solchen absichtslosen Liebe meinen Glauben an den Herrn Jesus Christus.

Es war etwas Erhebendes, an diesem Abend im Stuttgarter Gustav-Siegle-Haus mit so vielen Gottesmännern in einem Raum zu sein, ihre Ge-

beten mitzuerleben, etwas von ihrem Glauben zu spüren. Der Saal war voll, und es war ein frohes Grüßen aller, die in Gemeinschaft desselben Herrn und des gleichen Dienstes lebten. Keiner ahnte, dass ich eigentlich ein Fremdkörper in dieser Glaubensfamilie war, alle hielten mich für gläubig, für bekehrt.

Man kann am Christentum sehr viel lernen, auswendig, an der Außenwand. Aber wie ein Christ leben kann man nur mit Jesus Christus. Man kann auch in eigener Vollmacht barmherzig sein, eigener Herr in Barmherzigkeit, unterwegs ohne Jesus. Man kann vieles ohne Christus – nur eben kein Christ sein. »Getrennt von mir könnt ihr nichts tun«, sagt Jesus in Johannes 15.

Musik, Gesang und die in der Heilsarmee übliche Fröhlichkeit erfüllten den Saal. Kommandeur Wickberg hielt die Predigt. Er sprach über die Verlorenheit der Menschen ohne Gott und über den Weg der Rettung. Ich wurde zutiefst aufgewühlt.

**MAN KANN AM
CHRISTENTUM
SEHR VIEL
LERNEN, AUS-
WENDIG, AN
DER AUSSEN-
WAND. WIE
EIN CHRIST
LEBEN KANN
NUR EINER:
JESUS
CHRISTUS.**

Zum ersten Mal wurde mir wirklich klar, warum Jesus am Kreuz starb. Nicht nur, weil der Hass der Menschen die Kreuzigung des Sohnes Gottes forderte, sondern weil er dort stellvertretend für meine Schuld im Gericht Gottes stand und Gott nun Sünden vergeben kann, weil er sie dort auf Golgatha an seinem Sohn Jesus Christus gerichtet hat. »... um unserer Übertretungen willen war er verwundet, um unserer Ungerechtigkeiten willen zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf ihm, und durch seine Striemen ist uns Heilung geworden« (Jesaja 53,5). So redet Jesaja prophetisch von dem, was am Kreuz geschah.

Von dieser Wahrheit wurde ich an diesem Abend eindeutig und unmissverständlich überführt. Ich erkannte mich als verlorener Sünder im Licht Gottes und weinte wie nie zuvor in meinem Leben. Ich ging nach vorne zur Bußbank und kniete dort nieder, zur bedingungslosen Offenheit vor Gott bereit. Kapitän Christpau kniete neben mir, er war mein Zeuge vor Gott. An diesem Abend erlebte ich die Vergebung meiner Sünden. Ich wurde wiedergeboren, bekam neues, ewiges Leben. Als wir an diesem Abend nach Frankfurt zurückfahren, durchströmte mich eine Freude und Seligkeit, für die ich keine Worte hatte.

Ich hatte ein hartes Leben hinter mir, meine Gefühle waren vollständig verkümmert. Aber nun hatte ich einen neuen Geist bekommen und konnte wieder weinen. Ich weinte über mich und meine Sünden. Es hat noch lange gedauert, bis mir die Tränen über die Verlorenheit anderer kommen sollten, aber auch das habe ich noch erlebt.

Die Intellektualisierung der Kirche trägt zum seelischen Sterben unseres Volkes bei. In unseren Gemeinden wird häufig nicht geweint und nicht gelacht. Wir sprechen von der Geist-Seele-Leib-Einheit, von der Ganzheit des Menschen, aber in der Praxis sieht man nichts davon. Ich wundere mich deshalb nicht, dass unsere Kirchen leer und leerer werden und auch nicht mit Pop-Gottesdiensten und ähnlichen Lockmitteln für mehr als eine Stunde gefüllt werden.

In der Schule Gottes

Am nächsten Montag ging ich zur Arbeit. Mir war klar, dass die gestohlenen Sachen sofort aus meinem Zimmer mussten. Beim Diebesgut befand sich ein Brief mit Adresse, und ich entschloss mich, dorthin zu gehen. Ich ging. Als ich geklingelt hatte, erschien eine ältere Dame, die ich fragte, ob ich hier bei dem und dem richtig sei.

»Ach«, sagte sie, »Sie wollen zu meinen Söhnen«, und schaute dabei auf den Gegenstand in meiner Hand; es war der Regenschirm ihres Sohnes. »Da müssen Sie zur Zeil¹³ gehen, sie sind noch bis sieben Uhr im Geschäft. Ich rufe schon einmal dort an, dass Sie kommen.«

So ging ich los mit der Befürchtung, dass bei meiner Ankunft schon die Polizei bereitstehen könnte, um mich festzunehmen. Aber ich war zur völligen Kapitulation bereit; die Betroffenen sollten mit mir machen, was sie wollten. Ich wusste, wenn ich diesmal ins Gefängnis gehen müsste, dann als Christ und zum letzten Mal.

Als ich dort ankam, auf der Zeil 37, stand ich vor dem »Haus der Gelegenheiten«. Vor der Tür des Kaufhauses stand ein ernst dreinblickender, starker Mann, der mich an seinem Regenschirm sofort als den angekündigten Besucher erkannte. Er lud mich ein, ihm ins Geschäft zu folgen. Hinter mir schloss er die Tür zu. Mein erster Schreck. Dann kam hinter einem Vorhang ein weiterer Herr hervor. »Kripo!«, schoss es mir durch den Kopf. Aber ich war in keiner Falle, es war nur der Bruder des Ersten. Nachdem ich diesen zweiten Schreck überwunden hatte, erklärte ich mein

13 Zeil: bekannte Einkaufsstraße in Frankfurt am Main.

Kommen: »Ich habe Sie bestohlen und möchte Ihnen Ihr Eigentum zurückbringen; den Rest habe ich noch zu Hause bereitstehen.«

Nun, das war raus. Die beiden guckten mich an, als wäre ich verrückt. Wahrscheinlich hatten sie noch nie erlebt, dass ein Dieb ohne Gewalt das Gestohlene zurückbringt.

»Wer schickt Sie?«, fragten sie.

»Mich schickt niemand. Ich habe nur gestern bei der Heilsarmee eine Predigt gehört, und da ich Christ geworden bin und weiß, dass Stehlen damit nicht zusammenpasst, stehe ich hier zu Ihrer Verfügung.«

Da waren diese beiden klugen Geschäftsleute mit ihrem Latein am Ende. Ich erzählte ihnen dann aus meinem Leben. Schließlich fragte mich der eine: »Wissen Sie denn nicht, dass Sie nun eine hohe Strafe zu erwarten haben, nach alledem, was Sie hinter sich haben?« Ich wusste es wohl. »Es ist nämlich so«, sagte der andere in leichter Verlegenheit: »Wir sind versichert und haben eine Anzeige gegen Unbekannt aufgegeben. Wenn die durch ist, dann bekommen wir den Schaden ersetzt, uns kann man nicht schädigen.«

Nun, ich wusste längst, dass letztlich der Dieb sich selbst schädigt. »Aber was sollen wir tun,

können Sie uns einen Rat geben, wie wir die Anzeige wieder rückgängig machen können?»

Da fragten die Bestohlenen mich, den Dieb, wie sie mich vor der verdienten Strafe schützen könnten! Nun war das Staunen auf meiner Seite, und ich konnte ihnen diesbezüglich tatsächlich einige Ratschläge geben. Sie ließen mich laufen und fragten nicht einmal nach meiner Adresse. Mein Herz war voll Jubel, ich hatte in jedem Sinne dieses Wortes Begnadigung erlebt.

Von diesem Zeitpunkt an arbeitete ich mit dem gleichen Eifer im Bereich der Heilsarmee, aber auch im EC, in der Landeskirchlichen Gemeinschaft und im Blauen und Schwarzen Kreuz. Meine eigentliche geistliche Heimat blieb jedoch die Heilsarmee.

Hier war eines Tages anlässlich des Besuches von Kommandeur Wickberg die sogenannte Einreihung der Rekruten geplant. Ich war Rekrut, befand mich also in der Probezeit, in welcher sich entscheidet, ob man als Soldat in die Heilsarmee eingereiht werden kann oder nicht. Der Leiter unseres Korps, Major Alisch, schlug mich zur Einreihung vor.

Es war in der Heilsarmee üblich, dass man sich seine Uniform selbst kaufte. Leider hatte ich in

dieser Zeit kein Geld dazu. Um wenigstens etwas dem Äußeren eines Heilsarmee-Mannes zu entsprechen, ließ ich mir meinen hellen Mantel dunkel färben und kaufte mir eine Heilsarmee-Mütze. Kurz vor dem entscheidenden Tag kam der Divisionsoffizier zu mir und lud mich zu einem Gespräch unter vier Augen ein. Ich merkte, dass etwas Besonderes auf mich zukam. Er erkundigte sich zuerst nach meinem Wohlergehen, fragte, wie lange ich schon dabei sei und dergleichen mehr. Dann sagte er: »Bruder Dyck, Sie haben eine Schreibmaschine auf Raten gekauft, Sie können nicht eingereiht werden!«

Es war die Zeit, in der viele Ratenkäufe getätigt wurden und viele Menschen der Versuchung erlagen, auf diesem Wege zu sonst unerschwinglichen Dingen zu kommen. So war es verständlich, dass damals unter den Christen solche Anschaffungen verpönt waren. Mir war das jedoch nicht bekannt. Ich hatte die Maschine gekauft und ordnungsgemäß abbezahlt. In der Freude über diese Errungenschaft habe ich davon natürlich in der Gemeinde erzählt. Man wusste es also von mir selbst und wusste es vor allem lange bevor die Wahl auf mich fiel, mich einzureihen. Natürlich hatte ich auch den Gedanken, später einmal Offizier zu werden. Was sollte sonst eine Armee,

wenn nicht jeder den Marschallstab im Tornister trug.¹⁴ Dazu kam, dass man mich angesichts des knappen Nachwuchses oft ansprach und ermunterte, ganz und vollzeitig in den Dienst der Heilsarmee zu treten. Ich wollte ja, und meine Einreihung sollte der erste Schritt dazu sein. Nun kam diese Enttäuschung: »Sie können nicht eingereiht werden.«

Auf meinen Einwand, dass man das doch schon vorher gewusst habe und dass das doch wohl nicht der wahre Grund sein könnte, bekam ich keine Antwort. Aber sein Gesicht zeigte mir, dass meine Vermutung nicht verkehrt war. Mir fielen die gelegentlichen misstrauischen Blicke und Verdächtigungen ein, denen ich in der Heilsarmee oft begegnet war. Ich ließ mich dadurch nicht entmutigen, denn ich konnte die Skepsis einem ehemaligen Verbrecher gegenüber schon verstehen. Aber ich tat meine Arbeit um Jesu willen, und das hielt mich davon ab, auf Menschen zu sehen. Dazu kam, dass die Heilsarmee schon oft genug Reinfälle erlebt hatte und es dadurch verständlich war, dass man mir trotz allen Eifers nicht gleich um den Hals fiel.

14 Der Ausdruck »den Marschallstab im Tornister haben« stammt von Napoleon und bedeutet, dass jeder Soldat (theoretisch) einmal Offizier werden können sollte.

Dennoch schmerzte mich die fehlende Ursprünglichkeit bei der Heilsarmee, die doch einmal eine Zeit hatte, wo heute bekehrte Leute morgen schon in Uniform standen, in der Jungbekernte sofort in den Dienst gestellt wurden, egal ob sie Säufer, Schläger, Hurer oder andere Verbrecher gewesen waren. Errettetsein gibt Rettersinn! Und meine eigene Erfahrung ist tatsächlich die, dass der Dienstweg der Heiligungsweg ist. Aufgaben muss der Christ haben. Müßiggang ist auch hier aller Laster Anfang.

Nun, ich war abgelehnt, ging aber trotzdem weiter zur Heilsarmee und hoffte auf eine spätere Aufnahme. Aus der Rückschau muss ich sagen, dass es eine gnädige Führung Gottes war, dass ich damals nicht wurde, was ich wollte. Gott hatte einen anderen Platz für mich vorgesehen, für den er mich zubereitete. Er macht keine Fehler, nur ist nicht immer leicht zu erkennen, was Gott konkret mit dem Einzelnen von uns will. Es geht eben nur in der täglichen Abhängigkeit von ihm, nur auf dem Weg, das Nächstliegende zu tun und sich Schritt für Schritt führen zu lassen.

**AUFGABEN
MUSS DER
CHRIST HA-
BEN. MÜSSIG-
GANG IST
AUCH HIER
ALLER LASTER
ANFANG.**

Im EC lernte ich ein Mädchen kennen, das mir durch ihre musikalische Begabung auffiel. Wir freundeten uns an. Oft nahm ich sie mit zur Heilsarmee, weil ich glaubte, nicht nur mein Weg, sondern auch der Weg meiner Freundin sei die Heilsarmee. Da gab es natürlich einige äußere und innere Schwierigkeiten, nicht zuletzt wegen der Uniform.

Mein Mädchel war zu manchem bereit, aber niemals dazu, diese Uniform anzuziehen. Vor allem der komische Hut ging ihr gegen den Strich. Ich drängte auf eine Entscheidung und sagte ihr, dass sie nur mit mir gehen könnte, wenn sie mit zur Heilsarmee ging. Andernfalls sollte sie doch zurück in den EC gehen, damit ich ungestört weiter meinem Dienst in der Heilsarmee nachgehen könnte. Aber auch sie hatte ihren Dickkopf, wollte zwar die letzte Entscheidung nicht fällen, aber auch nicht zurück zum EC gehen. Darauf sagte ich, wenn sie bis zum nächsten Tag nicht von Frankfurt weggegangen sei, dann wollte ich nach Hamburg abreisen, jedenfalls nicht mehr unter diesen ungeklärten Umständen in Frankfurt bleiben.

Was mich damals dazu trieb, weiß ich nicht, aber es hat wohl so kommen müssen. Sie wollte bleiben, und somit musste ich gehen. Wir trafen

uns zum letzten Mal zu einer Tasse Kaffee, dann gingen unsere Wege auseinander. Ich fuhr nach Hamburg, sie blieb in Frankfurt. Sie wurde später Heilsarmee-Offizierin und heiratete einen Freund von mir. Sie war blockiert für mich, nicht aber für die Heilsarmee. Ich sehe in allem Gottes gnädige Führung.

In Hamburg wohnte und arbeitete ich zunächst wieder bei der Heilsarmee, suchte mir aber bald ein eigenes Zimmer und eine andere Arbeit. In einer Kunststoffspritzerei fand ich eine Stelle, die mir Freude machte und auch noch Zeit und Kraft für andere Aufgaben zuließ. Das passte sehr gut zu meiner späteren Aufgabe als Straßenprediger am Hamburger Hauptbahnhof. Wie es dazu kam, möchte ich nun erzählen.

Wie ich unfreiwillig Evangelist wurde

Es war im September 1959, als ich auf dem Weg zum CVJM an der Alster war. Ich benutzte die U-Bahn und stieg am Hauptbahnhof aus. Es war Sonntag, etwa um achtzehn oder neunzehn Uhr. Als ich aus dem U-Bahn-Schacht auf die Straße trat, stand vor mir eine große Menge Menschen. Alle überragend stand mittendrin ein etwas älter-

rer Mann und sprach. Seine Sprache war rau, sehr ungepflegt und voller Fehler. Er sprach von Jesus. Wie ich später erfuhr, handelte es sich um einen zum Glauben gekommenen Juden. Er war mir schon einmal begegnet und fand im Allgemeinen durch seine etwas theatralische Art mehr Ablehnung als Zustimmung. Aber ich hielt es mit Paulus: Es wurde ja Christus verkündigt, sei es nun in Wahrheit oder zum Vorwand, und das war ein Grund zur Freude.

Es standen viele Menschen dort. Das Gartenbauamt hatte dort ein Rondell errichtet, etwa fünfzig Zentimeter hoch und zwei Meter breit, wie für diesen Zweck geschaffen. Viele der Zuhörer sahen hier nur eine willkommene Abwechslung, denn die sprachlichen Schnitzer gaben viel Anlass zum Lachen. Die Leute hatten ihre Gaudi.

Zu alledem hatten zwei Betrunkene den Mut gefunden und waren zu ihm hinaufgestiegen. Sie pufften ihn links, stießen ihn rechts, sagten dieses und jenes, aber alles in einer lästerlichen Weise. Unser Redner war in äußerster Verlegenheit und nicht in der Lage, die beiden abzuschütteln oder in seine Rede miteinzubauen. Die Leute hatten jedenfalls ihren Spaß. Keiner kam jedoch auf die Idee, ihm beizustehen. Ich tat nur das Nächstliegende, das Selbstverständliche und stieg aufs

Podest und bat die Betrunkenen, sie möchten doch aufhören zu stänkern. Schließlich lud ich sie zu einer Tasse Kaffee ein. Sie kamen mit, und der Mann konnte ungestört weiterpredigen.

Als ich anschließend wieder zum Rondell zurückkehrte, hatte der Redner seine Rede beendet, kam auf mich zu und bedankte sich für meine Mithilfe. Er schloss daraus anscheinend, dass ich zur weiteren Mitarbeit bereit war und drückte mir einen Stapel Zeitschriften in die Hand, die ich verteilen sollte. Es war das Blatt »Herold Seines Kommens«. Nun, den Herausgeber kannte ich persönlich aus der Frankfurter Zeit, und so machte ich mich ans Werk, die Blätter zu verteilen. Dabei sah ich, wie sich die Leute, die vorher um den Redner versammelt waren, nun zu einer Gruppe scharten und miteinander diskutierten.

Eigentlich stellte ich mich nur aus Neugierde dazu. Ich wollte hören, was die Leute über und gegen den Mann sagen würden. Sie stritten miteinander, kritisierten, politisierten und einige gossen ihre Dreckkübel über Kirche, Pastoren und Papst aus. Sie erhitzten sich, und es fehlte auch nicht viel zu »schlagenden Beweisen« mit der Faust. Mittendrin und aus allem heraus hörte ich auch einige nach Christus fragen, nach Glauben und Leben. Darauf gab keiner eine Antwort.

Auch hier tat ich das Nächstliegende: Da ich eine Antwort hatte, gab ich sie. Viele andere hätten es besser gekonnt, taten es aber nicht. Die Bibel sagt, dass wir Christen zu jeder Zeit bereit sein sollen zur Verantwortung gegen jeden, der Rechenschaft von uns fordert über die Hoffnung, die wir in uns tragen.

Es war nicht viel, was ich sagte, nicht durchdacht und auch nicht vorbereitet. Auf meine Antwort kamen Gegenfragen, Zwischenrufe, Angriffe. Das Gespräch wurde laut und der Kreis der Zuhörer immer größer. So kam es, dass die am Rande Stehenden nicht mehr so recht sehen und hören konnten, was da im Kreis verhandelt wurde, und so riefen einige im Chor: »Hoch mit ihm! Hoch mit ihm!«

Bevor ich noch entdecken konnte, wem dieses »Hoch« galt, wurde ich schon von den Umstehenden emporgehoben und aufs Podest gestellt. Nun prasselten Fragen aus allen Themenkreisen auf mich nieder. Ich sagte dem einen ein Wort, einem anderen einen Satz, hier einen Scherz, dort eine biblische Aussage, sprach mal zu allen, gab dann einem Einzelnen Antwort, mitten hinein kamen die Zwischenrufe und Randbemerkungen der Vorübergehenden – das alles so schnell und bunt durcheinander, dass ich es kaum schildern kann.

Weil die Zuhörerschaft immer weiter wuchs, begann ich mir schon etwas einzubilden auf meine Fähigkeiten, schrieb jedenfalls die Menschenansammlung ausschließlich auf mein Konto. Ich konnte ja auch nicht ahnen, dass hinter mir auf dem Podest schon eine geraume Zeit zwei Verkehrspolizisten standen. Wo die Polizei ist, da ist auch was los. Jedermann möchte dabei sein, wenn eine möglichst kostenlose Sensation mitzuerleben ist. Im Eifer des Gefechtes hatte ich selbst davon gar nichts gemerkt. Deshalb erschrak ich auch furchtbar, als ich mich denen zuwandte, die mir plötzlich von hinten auf die Schulter tippten mit den Worten: »Was machen Sie denn hier?«

Polizei – und was wusste ich schon von der Straßenverkehrsordnung, von Redefreiheit und Freiversammlungsgenehmigungen!

»Was ich hier mache? Ich diskutiere.«

»Nun, das ist auch nicht verboten, darf aber über eine Zahl von fünfzig Personen nicht hinausgehen, weil es dann zu einem Verkehrshindernis wird.«

Die Zahl von fünfzig Personen war weit überschritten. Es war schließlich schönes Wetter, dazu ein Platz vor dem Hauptbahnhof, wo man sich die Zeit totsclug.

»Sie müssen sofort aufhören«, sagte einer der Beamten zu mir.

Mir war klar, dass es da keine Widerrede gab, spürte aber zugleich, dass ein Übergang geschaffen werden müsse. So erbat ich mir die Erlaubnis, noch ein letztes Wort sagen zu dürfen. Die bekam ich sofort. So verabschiedete ich die Leute, bedankte mich für ihr diszipliniertes Verhalten und erklärte ihnen, dass eine solche Versammlung der Genehmigung bedürfe. Demokratie beinhaltet zwar Meinungsfreiheit, aber schließlich keine Narrenfreiheit.

Mit diesen Worten sprang ich dann selbst als Zeichen des Aufbruchs vom Podest herunter und wollte gehen. Aber so einfach war das nicht. Noch standen die Leute Kopf an Kopf, nahmen die Gelegenheit wahr, persönliche Fragen zu stellen und das Gespräch zu suchen. Viele gingen zwar tatsächlich weiter, aber der größere Teil blieb noch und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Nun machte die Polizei einen Fehler. Da ihr die Zerstreung der Massen nicht gelang, dachte sie, wenn sie den Dyck mitnähmen, fiel der Grund zum Bleiben weg und die anderen würden sich verflüchtigen. Also traten die Herren zu mir und forderten mich leise auf, ihnen zum Peterwagen

zu folgen. Das aber war vollkommen verkehrt, denn das Gegenteil vom Beabsichtigten trat ein.

Die Masse sah, dass ich »verhaftet« wurde, dass mich die Polizei mitnahm. Sie dachte an die verbrieftete Demokratie, an Meinungs- und Redefreiheit, sah die blaue Uniform und sah rot. Alle strömten hinterher. An Wegfahren war nicht zu denken. Die Masse war aufgebracht, denn schließlich hatte ich nichts Gesetzeswidriges getan, sondern von und für Gott gesprochen.

Während die Polizisten meine Personalien aufnahmen, drängten sich die Leute um das Auto und klopfen wie wild gegen die Scheiben, welche die Polizisten schnell hochgedreht hatten. Sie riefen durcheinander: »Sind Sie verhaftet, sind Sie verhaftet?« Das sah zwar so aus, war aber nicht der Fall. So rief ich laut durch den letzten Spalt der Fenster: »Ich bin nicht verhaftet, werde nur nach Hause gebracht!«

Der Zorn der Menge kühlte sich nun ab, und tatsächlich brachte mich die Polizei zum CVJM an der Alster. Das war mir auch noch nicht passiert. Bisher hatte der Peterwagen immer nur eine Richtung gehabt, wenn ich darin saß. Zum CVJM fuhr ich nun auf diese Weise zum ersten Mal.

Damit hielt ich die Sache für mich für erledigt. Als ich jedoch nach der CVJM-Stunde nach Hau-

se gehen wollte und wieder am Hauptbahnhof vorbeikam, standen da tatsächlich immer noch Leute, die diskutierten. Einige aus der Schar erkannten mich und kamen auf mich zu. »Hallo, was macht die Demokratie?«, fragten sie gut gelaunt und lächelnd.

»Alles in Ordnung«, antwortete ich und wollte heimwärts gehen. Doch dazu kam es in der Nacht nicht mehr. Es dauerte nicht lange und es war wieder eine große Menschenmenge beisammen, laut Zeitungsbericht etwa dreihundert Personen. Ich musste wieder aufs Podest und stand dann die ganze Nacht dort am Hauptbahnhof Rede und Antwort. Bis zur Erschöpfung ging ich auf die bissigen Fragen der Umstehenden ein. Ich merkte gar nicht, dass Mitternacht schon lange vorbei war. Langsam verliefen sich die Leute. Der Morgen graute schon, als ich todmüde zu Hause ankam. So wurde ich Evangelist, ohne es selbst zu merken. Ich wurde Schritt für Schritt im Tun des Nächstliegenden geführt. So wie meine ersten Schritte in die Heilsarmee und dann nach vielem Hin und Her zum Glauben an den Herrn Jesus führten, zur schrittweisen Ordnung meines Lebens, so wurde ich auch hier ohne eigenes Planen von den Erfordernissen und den mir gegebenen Gaben her in den Dienst gestellt.

Als ich wenige Stunden später zur Arbeitsstelle unterwegs war und in die Firma trat, wurde ich auf eine seltsame Weise begrüßt. »Guten Morgen, Prophet.« »Guten Morgen, Moses.«

In der nächsten CVJM-Stunde bekam ich die Erklärung dafür. Manche Brüder machten bei meinem Erscheinen solch ein bedeeptes Gesicht, dass ich mich veranlasst fühlte, nach der Ursache der Betroffenheit zu fragen.

»Hast du den Artikel im Abendblatt noch nicht gelesen?«, fragte mich der Kassenführer.

»Was steht denn da drin?«

»Na, hier, lies!«

»Prophet am U-Bahnhof«, lautete die Überschrift des Artikels. Der Bericht handelte von einem harmlosen Narren, der vor etwa dreihundert Zuhörern religiöse Überzeugungen zum Besten gegeben habe. Der Bericht war gespickt mit zynischen Bemerkungen, sodass ich verstehen konnte, dass sich der CVJM zu diesem Zeitpunkt von mir etwas distanzierte.

Hatte ich mich anfangs über den Zeitungsbericht geschämt, so wurde ich doch später ein bisschen stolz darauf. Es war ja gar nicht so einfach, öffentlich seinen geistigen Defekt bescheinigt zu bekommen und diese Behauptung hinzunehmen, ohne sich wehren zu können. Jeder will

gerne etwas Großes sein. Wer ist schon bereit, sich einmal um Christi willen auslachen zu lassen? Der Verfasser des Artikels hätte den Bericht sicher nicht geschrieben, wenn er geahnt hätte, dass er damit erreichte, erst recht die Aufmerksamkeit der Leute auf den »komischen Kauz« am Hauptbahnhof zu lenken.

Am nächsten Sonntag ging ich zum Hauptbahnhof, um zu sehen, wie es weitergehen würde. Als ich dort ankam, hatte sich wieder eine große Menge zusammengefunden, welche lachte, grölte und klatschte. Mittendrin mit hochrotem Kopf, auf dem Podest hin und her hüpfend, stand Isaak, der zum Glauben gekommene Jude, der nach eigener Aussage über dreißigmal die Bibel durchgelesen hatte. Er hatte diesmal aber nicht die Bibel, sondern das Abendblatt in der Faust, tobte und schimpfte so wütend, wie ich selten jemanden habe toben sehen. Er wollte die ganze Presse, dieses Teufelswerk, in Grund und Boden stampfen und Axel Springer schon damals an den nächsten Baum hängen.

Es war einfach scheußlich, einen sogenannten Christen so außer sich zu sehen. Die Menge johlte natürlich und hatte mal wieder ihren Spaß. Isaak bezog den Artikel vom harmlosen Narren im Abendblatt auf sich und stand im Begriff, daraus eine Judenverfolgung zu machen.

Mir war sofort klar: Dieser Irrtum musste aufgeklärt werden. Aber Isaak ließ keinen nur eine Sekunde zu Wort kommen. Endlich, kurz vor Schluss seiner Hasstiraden, durfte ich dann doch ran. Ich sprang aufs Podest und erklärte, dass ich der harmlose Narr sei. Inzwischen war ich dankbar für diese Bezeichnung geworden, denn in der Bibel steht zweimal von Paulus, dass er über dem Rühmen des Namens Jesu »ein Narr um Christi willen« geworden ist. Ein Narr Christi zu sein, ist ein Ehrenamt. Lieber ein Narr mit Jesus als in den Augen der Masse ein kluger Mann, aber ohne Glauben an diesen Herrn. Das ist meine Meinung, die ich der Bibel entnommen habe.

Isaak sackte zusammen wie ein nasses Segel ohne Wind. Plötzlich war ihm der ganze Stoff für seine Rede genommen, und er stand ziemlich blamiert da. Ich hatte das nicht beabsichtigt, aber hoffte, dass es heilsam für ihn war, obwohl wir in der Folgezeit nicht viel von der Heiligung bei ihm feststellen konnten. Er machte ziemliche Schwierigkeiten und bekam letzten En-

**LIEBER EIN
NARR MIT
JESUS ALS IN
DEN AUGEN
DER MASSE
EIN KLUGER
MANN, ABER
OHNE GLAU-
BEN AN DIE-
SEN HERRN.**

des für ganz Hamburg ein Predigtverbot. Doch bis dahin predigte er jeden Sonntag von siebzehn bis neunzehn Uhr. Anschließend stand ich dort, zunächst ohne polizeiliche Genehmigung, bald aber mit der Erlaubnis, ab neunzehn Uhr unbegrenzt predigen zu dürfen, solange Zuhörer da waren.

»He spinnt!« – Erlebnisse am Hamburger Hauptbahnhof

Von diesem Tag an stand ich zwei Jahre lang Sonntag für Sonntag ab neunzehn Uhr am Hauptbahnhof und predigte. Es war einerlei, ob es regnete oder die Sonne schien, ob es warm oder kalt, Sommer oder Winter war. Zunächst stand ich dort allein, aber mit der Zeit kam auch Unterstützung.

Der Anfang war sehr schwer. Es ist ja nicht so, dass einem die Leute vor Freude um den Hals fallen, wenn man mit dem Evangelium auf die Straße geht. Im Gegenteil, es gab viel Widerspruch. Bedauerlicherweise kam der größte Widerstand nicht aus den Reihen der Atheisten und Heiden, sondern aus den eigenen Reihen. Ich kann mich nur mit der größten Traurigkeit daran erinnern, wie ernst zu nehmende Brüder und Schwestern der Landeskirchen und auch der Freikirchen sich gegen mein Straßenpredigen stellten. Zum Teil

war die Kritik sicher berechtigt, oft war es aber nur besserwissend, alleswissend – und das nicht aus besseren Erfahrungen, sondern aufgrund ihrer Stellung und ihres Alters.

Viele der Zuhörer dachten natürlich, ich lebte vom Predigen und ginge nicht arbeiten. Es kam vor, dass Passanten mitten in meine Predigt hineinriefen: »Geh arbeiten!« Oder: »Du lebst von unseren Steuern, du Pfaffe.« Oder: »He lücht! He spinnt!« War es am Anfang oft zum Verzweifeln, so war es doch eine Art Feuerprobe.

Zu der Zeit trug ich immer Spurgeons »Kleinodien«¹⁵ bei mir, ein für jeden Tag bestimmtes Andachtsbuch, sehr gut für die Hosentasche geeignet. Eine der Verheißungen in dieser bedrängten Zeit lautete: »Wenn die Wege eines Mannes dem Herrn wohlgefallen, so lässt er sogar seine Feinde mit ihm in Frieden sein« (Sprüche 16,7). So erlebte ich, dass nach und nach aus allen christlichen Denominationen ungeahnt und ungeplant viele Helfer kamen. Musste ich im Anfang Solo singen, weil mir keiner half, so hatte ich bald einen Gitarristen und eine Anzahl Sänger, mit denen ich einfache Erweckungslieder sang. Wir hatten nie

15 Spurgeon, Charles Haddon: *Kleinode göttlicher Verheißungen. Für jeden Tag eine Verheißung*, Witten: SCM R. Brockhaus, 2010.

geübt, sangen sicher nicht sehr schön, aber laut und verständlich. Und darauf kommt es schließlich an.

Viele Christen würden gerne missionieren gehen, sie wären schon bereit zu einer toll aufgezogenen Freiversammlung oder zur Mitternachtsmission. Aber die Gesangsgruppe und die Gitarren dürfen nicht fehlen. Am besten sollten viele Mitarbeiter dabei sein. Diesen Christen möchte ich sagen: Natürlich ist die Zweierschaft biblisch; doch mit dem Herrn im Herzen kann man manches auch alleine wagen.

Stellen Sie sich aber einmal ganz allein auf die Straße, vielleicht auf eine Erhöhung. Fangen Sie an zu singen, voll Glauben und im Gehorsam, Sie werden feststellen, wie viele Menschen sich lächelnd und skeptisch einfinden werden. Denn so etwas bekommt man nicht alle Tage zu sehen. Haben Sie zu alledem noch eine Botschaft, dann sollen Sie einmal sehen, wie Ihre Zuhörerschaft wächst. Sprechen Sie laut und deutlich, stellen Sie einige harte Thesen, einige pointierte Behauptungen auf und Sie werden sehen, wie viele Ihnen zuhören werden.

Stellt sich nun heraus, dass Sie keiner Sekte angehören und auch kein bezahlter Pfarrer oder

Prediger sind, dann ist Ihnen sogar die Sympathie der kirchenfeindlichen Leute sicher. Machen Sie das alles treu immer zur gleichen Zeit, am selben Ort, wo viele Menschen spazieren gehen, Sie aber die Ruhe schon deswegen nicht stören, weil es auch ohne Sie laut genug zugeht.

Treue ist dabei besonders wichtig. Ob es schneit oder regnet, warm oder kalt ist, das muss Ihnen egal sein und bleiben. Lesen Sie die Zeitungen, die von Millionen auch gelesen werden, knüpfen Sie Ihre Predigten an Tagesereignisse an, holen Sie die Leute bei dem ihnen Bekannten ab und führen Sie diese so zu dem Unbekannten. Die Bibel ist unerschöpflich, sie liefert genug Stoff und Themen. Halten Sie den Leuten die Bibel buchstäblich unter die Nase. Zeigen Sie ihnen, dass das, was Sie zu sagen haben, wirklich in der Bibel steht. Das ist der schnellste Weg, das Vorurteil abzubauen, die Bibel sei antiquiert, sei überholt, nur noch etwas für das Kinderzimmer und die Altersheime.

Seien Sie aber kein Erfolgsroboter, keine Bekehrungsmaschine! Tun Sie alles um der Liebe willen – ob etwas dabei für Gott und uns herauskommt oder nicht. Wir haben es letztlich sowieso nicht in der Hand, können keinen halten und lenken, der nicht wirklich gelenkt und geleitet werden will. Seien Sie kräftig in der biblisch begründeten

Abwehr von Irrlehren und Modeerscheinungen, aber niemals fanatisch: Wir wollen niemanden richten außer uns selbst.

Ich möchte nun etwas von dem erzählen, was wir in den folgenden Monaten am Hauptbahnhof erleben durften. Als ich an einem Abend über die Liebe Gottes in Jesus Christus predigte, kam plötzlich ein angetrunkener Kerl auf mich zu. In seiner Hand schwang er drohend eine Schnapsflasche und rief mir dann zu: »Wenn du nicht gleich aufhörst, von deinem Jesus zu sprechen, dann haue ich dir diese Schnapsflasche in die Fresse! Wo war denn dein Jesus, als wir in Stalingrad eingekesselt waren, wo war er denn, als meine Frau und meine Kinder im Bombenhagel umgekommen sind? Wo war denn dein lieber Gott?« Was tun? Für solche Fälle steht ja eine deutliche Anweisung in der Bibel: »Wer dich auf deine rechte Wange schlägt, dem halte auch die andere hin« (Matthäus 5,39).

Die Zuhörer witterten eine Sensation und starrten wie gebannt auf die Auseinandersetzung. Ich habe mich selten im Leben so an meiner Bibel festgehalten wie in dieser Situation. Haut er, ist's gut, haut er nicht, ist's auch gut.

Auf jeden Fall von der Liebe Gottes weiterpredigen, das war meine Absicht. Und während ich

nun umso lauter die Liebe Gottes verkündigte, verschwand der Kerl plötzlich. Nach einigen Minuten kam er zurück, derselbe Mann, doch wie verwandelt. In seinen Händen hielt er feierlich ein Glas Sülzwurst und überreichte es mir mit den Worten: »Nun, ich habe so eine Ahnung, dass du zu Hause nichts zu beißen hast, deswegen stehst du hier und schreist.«

Nun konnte ich unmöglich vor der Menschenmenge ein Glas Sülzwurst verspeisen und gab sie deswegen einem jungen Mann, der dafür Verwendung hatte. Der Verwandelte aber hörte den ganzen Abend zu, ohne auch nur einen Ton von sich zu geben.

Eines Abends baute sich hinter mir eine Horde junger Männer auf, die während meiner Predigt im Chor losbrüllten: »Butter wollen wir haben! Butter wollen wir haben!« Gegen diesen Lärm kam ich nicht an, und die Polizei holen konnte ich schlecht. Von der Liebe Gottes predigen und dann Polizeiknüppel – das passte nicht zusammen. Ich versuchte, sie erst freundlich, dann bittend anzusprechen, aber es kam immer nur eine Antwort: »Butter wollen wir haben!«

Die Umstehenden hatten mal wieder ihren Spaß, doch auch meine Freunde in der Menge standen mir nicht bei, sondern hatten die Abwar-

te-Stellung bezogen. In meiner Not praktizierte ich mein bewährtes Rezept und ging auf jeden Einzelnen zu und drückte ihm ordentlich die Hand. Nur der Letzte blieb stur: »Ich will dir keine Hand geben, ich will Butter haben.«

Ich reagierte schnell: »Du hältst mich wohl für so bekloppt, dass du meinst, ich wollte keine Butter essen? Aber ich will keine Butter ohne Jesus. Damit du aber glaubst, dass ich auch lieber Butter als Margarine esse, wollen wir jetzt mal zusammen schreien: Butter wollen wir haben!« Nachdem ich das zwei-, dreimal gerufen hatte, ging dem Jungen die Luft aus und ich konnte weiterpredigen. Eine Anzahl dieser Jungen blieb sogar, hörte zu und beteiligte sich anschließend an der Diskussion.

Es war schon dunkel, als zwei Halbstarke sich lässig näherten und lästerten: »Die Märchen, die du da vorliest, glaubst du ja selbst nicht! Wie viel Geld bekommst du für deine Volksverdummung?«

Ich besaß damals eine lederne Taschenbibel, die mir lieb und wert war. Mein Freund Werner hatte sie mir geschenkt, und ich hatte viel darin notiert. Aus dieser Bibel las ich gerade vor, als diese beiden sich wie die »Herren der sieben Weltmeere« aufspielten. Auf den einen zugehend sag-

te ich: »Hast du denn schon einmal in der Bibel gelesen? Hier, lies mal!« Damit drückte ich dem verdatterten Jungen die Bibel in die Hand. »Die Bibel kritisieren und ihre Vertreter anpöbeln, aber keine Ahnung haben, was darin steht, das habe ich gerne. Die Bibel kannst du behalten.«

Nun, die Beleuchtung war schwach und die Schrift klein, sodass der Junge bald wiederkam und mir die Bibel zurückgab mit der Begründung, er könne die kleine Schrift nicht lesen.

Ich war froh, dass ich meine geliebte Taschenbibel wiederhatte, doch da kam schon von der anderen Seite ein junger Mann mit Bart und sagte: »Geben Sie mir die Bibel!« Was sollte ich tun? Ich hatte sie ja angeboten. So gab ich ihm meine Bibel.

Wahrscheinlich hätte ich diese Geschichte schon längst vergessen, wenn sie nicht eine eigenartige Fortsetzung gehabt hätte. Als ich nämlich in der folgenden Woche in die christliche Buchhandlung in der Holstenstraße ging, wo ich immer meine Bücher kaufte, sagte mir der Verkäufer: »Für Sie sind fünfhundert Mark hinterlegt worden!«

Es stellte sich heraus, dass eine Kundin miterlebt hatte, wie ein junger Prediger teure Bibeln am Hauptbahnhof verschenkt hatte. Als der Verkäu-

fer nach Einzelheiten fragte, stellte sich heraus, dass ich derjenige war. Er sagte der Frau, dass er mich als Kunde gut kenne, worauf die Frau dann fünfhundert Mark für mich hinterlegte mit den Worten: »Wenn der jeden Sonntag teure Bibeln verschenkt, dann muss ihm geholfen werden.«

Ich habe oft erlebt, dass der Herr sich nichts schenken lässt und hundertfältig wiedergibt, was wir ihm im Glaubensgehorsam geben. Aber damit war die Geschichte noch nicht zu Ende. Für mich war das ein Wunder. Noch nie hatte ich so viel Geld geschenkt bekommen, und in einer überschwänglichen Freude erzählte ich am nächsten Sonntag allen Leuten diese Geschichte. Ich zeigte ihnen das Geld, denn was sie nicht sehen, das glauben sie auch nicht.

Es war ein Jahr später, als ein gut gekleideter Herr am Hauptbahnhof auf mich zukam und sehr provozierend fragte: »Sagen Sie mal, Sie haben doch im letzten Jahr fünfhundert Mark bekommen. Was haben Sie damit gemacht?«

Die Umstehenden hielten die Luft an. Man konnte spüren, wie sie dachten: »Jetzt haben wir ihn erwischt, das haben wir ja schon immer gewusst, dass er hier nicht aus purer Selbstlosigkeit nächtelang steht. Alles nur Geschäft mit den Dummen.«

Ich antwortete: »Tatsächlich weiß ich nicht, welche fünfhundert Mark Sie meinen, ich habe inzwischen noch öfter diese Summe Geld bekommen. Bedauerlicherweise habe ich darüber kein Buch geführt. Aber eines kann ich Ihnen sagen: Von den meisten Beträgen hat Bertha Keyser die Hälfte bekommen – für ihre Arbeit unter den Ärmsten der Armen in Hamburg. Die andere Hälfte ist draufgegangen für Nahrung, Kleidung, Miete und Fahrgelder, die wir hier am Hauptbahnhof zahlen müssen. Denn wenn wir hier von der Liebe gesprochen haben, dann kamen oft Menschen, die sagten: ›Du sprichst hier von Liebe, dann lieb mich mal. Ich habe nichts zu essen, keine Unterkunft, keine Kleidung.« Da habe ich am Anfang mein eigenes, dann aber bald das Geld von freundlichen Gebern dafür verwenden können.«

Darauf sagte der Mann: »Schon gut, ich habe alles geprüft, was Sie da sagen, es stimmt. Und weil Sie im vergangenen Jahr fünfhundert Mark bekommen haben, bekommen Sie in diesem Jahr den gleichen Betrag.« Dann zog er einen Brief aus der Tasche, drückte ihn mir in die Hand, zog seinen Hut und ging. Wer es war, habe ich nie erfahren.

Ich musste den Umschlag gleich öffnen, und tatsächlich waren fünfhundert Mark darin. Die

Leute machten große Augen. Wenige aber werden an diesem Tag auf die Idee gekommen sein, dass das alles auf die Verheißung zurückgeht, die lautet: »Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugefügt werden« (Matthäus 6,33). Wer glaubt das schon? Wenn man es vorausberechnen

**ES IST EIN
GEISTLICHES
GRUND-
GESETZ:
DIE JÜNGER
BEKAMEN,
TEILTEN AUS
UND SAMMEL-
TEN TROTZ-
DEM EIN.**

könnte, dann wären einige mehr bereit, Gott mit ganzem Einsatz zu dienen. Aber wo gerechnet wird, da ist die Liebe nicht mehr. Mich haben diese Erlebnisse nur auf meinem Weg bestätigt, hinzugeben, was Gott mir gab, um neu empfangen zu können. Es ist ein geistliches Grundgesetz: Die Jünger bekamen, teilten aus und sammelten trotzdem ein.

Unsere Geschichte ist allerdings immer noch nicht zu Ende. Als ich Jahre später in Butzbach für eine Woche im Zuchthaus predigte, kam ein Russe in meine Seelsorge und erzählte mir die Fortsetzung. »Wissen Sie«, begann er, »mein Arbeitskollege und ich gingen zur Nachtschicht in die Druckerei. Als wir am Hauptbahnhof vorbeikamen, sahen

wir eine Menschenansammlung und dachten: »Sehen wir uns doch mal an, was da los ist.« Wir kamen gerade in dem Moment, als Sie die Bibel zum Geschenk anboten und der junge Mann ablehnte. Da forderte mein bärtiger Kollege die Bibel von Ihnen. Da wir zur Firma mussten, gingen wir gleich wieder. Mein Kollege nahm die Bibel, um zu prüfen, ob Sie diese wirklich abgeben würden, und um zu verhindern, dass ein anderer sie nähme und anschließend wegschmeißen würde.« Nun wusste ich nach Jahren also auch, wer meine schöne Bibel im Vorbeigehen kassiert hatte.

Ich möchte meine Erinnerungen an die Verkündigungen am Hamburger Hauptbahnhof abschließen mit einem Brief, den ich auf meine erste Predigt bekam:

»Am Sonntagabend kam ich am Hauptbahnhof vorbei und hörte Sie sprechen. Es interessierte mich so, dass ich meinen ursprünglichen Plan aufgab, um Ihnen zuzuhören. Da es unüblich ist, in einem solchen Fall zu applaudieren, möchte ich diesen Brief an Sie schreiben, um mich herzlich zu bedanken für das, was Sie sagten und womit Sie mich ansprachen. Dass Sie sich als junger Mann völlig in den Dienst einer Sache stellen, die nicht mit Profit oder gesellschaftlichem Erfolg verbunden ist, hat mir sehr imponiert.« Dann folgte eine

Lebensbeichte, und es kam heraus, dass er als Junge auch einmal einer christlichen Jugendgruppe angehört hatte.

Wichtig an diesem Brief war mir vor allem dieser Satzteil: »dass ich meinen ursprünglichen Plan aufgab«. Was immer unsere Predigtätigkeit bewirkt haben mag, das Eine ist bestimmt passiert, dass viele von ihren ursprünglichen Plänen abließen, weil wir dort standen und man nicht ohne Weiteres vorbeigehen konnte. So gesehen ist das bloße Dasein eines Christen, wenn er seinen Platz in Treue ausfüllt, schon ein aufgerichtetes Zeichen, dem widersprochen wird, aber die Menschen zur Entscheidung zwingt.

»Zufälle« auf dem Dienstweg

Die Jahre in Hamburg waren mit Leben erfüllt. Neben der Arbeit am Hauptbahnhof arbeitete ich weiterhin bei der Heilsarmee mit, war im CVJM, EC, bei den Fackelträgern¹⁶ und in der Landeskirchlichen Gemeinschaft zu finden.

Zu dieser Zeit lebte auch Bertha Keyser noch, die mitten in Hamburg einen treuen Dienst ver-

16 Fackelträger: interkonfessionelle christliche Bewegung, vor allem für Jugendliche.

richtete. Mein Freund Werner, der mir als Gitarrist am Hauptbahnhof zur Seite stand, kannte sie noch nicht, und so fuhren wir eines Tages mit seinem Moped in Richtung Reeperbahn. Im Bäckerbreitergang, Sitz der Straßen- und Volksmission, befand sich die Wohnung von Schwester Keyser, dem »Engel von St. Pauli«. Wir hörten einen mickrigen Gesang von tiefen, ungepflegten Stimmen. Als wir den kleinen Raum betraten, schlug uns eine Wolke unangenehmen Geruchs entgegen. Hier waren mit Schwester Keyser die »Sperlinge Gottes« versammelt – so nannte sie selbst die Obdachlosen und Bedürftigen.

Jeden Tag hatte sie hier bis zu hundertzwanzig Menschen zu versorgen. Sie selbst lebte in freiwilliger Armut. Offiziell von keiner Kirche unterstützt, half diese Frau hier tagsüber den ärmsten Menschen. Es ist nicht auszurechnen, wie viele verzweiflungsvolle Schritte sie dadurch verhinderte, dass sie den Ärmsten das Brot brach. Die Gaben kamen durch Spenden zusammen. Einige Großbetriebe ließen Kantinenreste und weitere Lebensmittel zur Volks- und Straßenmission bringen. Hier wurde dann alles an die große Schar Obdachloser verteilt. Bertha Keyser besorgte den Männern Arbeit, gab ihnen auch Kleidung und pro Person dreißig Pfennige – von größeren Sum-

men nicht zu reden, mit denen sie manchem wieder auf die Beine half.

Hier traf sich wirklich die Armut. Gewiss, sie wurde oft betrogen und belogen, und manche Groschen sind durch die Kehle gegangen. Aber letzten Endes wurde diese Frau von allen geliebt.

Nun standen wir neben Schwester Bertha Keyser. Sie war eine kleine, zierliche Frau, 91 Jahre alt. Aber mit welcher Energie und Hilfsbereitschaft war sie von morgens bis abends für jeden da! Als sie mich erkannte, sagte sie: »Sieh an, der Wolfgang. Wen hast du denn da mitgebracht? Und eine Gitarre auch! Na, dann spielt mal gleich!« Dann brachte sie die Männer zur Ruhe, und wir durften singen und sprechen. Ich hatte schon vorher zu Werner gesagt, dass wir ohne Dienst wohl nicht wieder herauskommen würden. Wer dort hineinkam, musste dienen oder wurde bedient. Unbeteiligte gab es nicht.

Bertha Keyser war in London bei der Heilsarmee zum Glauben gekommen, kam später nach Hamburg und tat dort mehr als fünfzig Jahre lang diesen Dienst.

Der Schwester gefiel unser Gesang so gut, dass sie uns einlud, am Sonntagnachmittag in der Aula der Schule zu singen, wo sie Sonntag für Sonntag von fünfzehn bis achtzehn Uhr viele arme Men-

schen versammelte, um ihnen ein Dach über dem Kopf zu bieten. Dort gab es auch etwas zu essen, und natürlich wurde hier Gottes Wort verkündigt. Wie oft habe ich in den nächsten Monaten hier sprechen dürfen! Es war mir eine große Freude, diesen Hoffnungslosen zu sagen, dass sie von Gott geliebt sind. Ich konnte ihnen aus meinem eigenen Leben bezeugen, dass es für Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt.

Es war eine herrliche Zeit des Dienstes, der in Hamburg begann und später in der näheren und weiteren Umgebung seine Fortsetzung fand.

Mit weiteren Jugendlichen starteten wir Einsätze in Ostfriesland und in der Lüneburger Heide. Langeweile kannten wir nicht. Wir hatten kaum Zeit, allen Anforderungen gerecht zu werden, wie viel weniger für irgendwelche Dummheiten.

Eine Autofahrt in dieser Zeit wurde für mein weiteres Leben sehr wichtig: Major Thomas, der Gründer der Internationalen Fackelträger-Bewegung, sollte einen Dienst in Wankendorf in Holstein verrichten. Ich hatte bisher in unserem Flottbeker Jugendkreis schon vieles über ihn gehört, und nun ergab sich eine Gelegenheit, ihn persönlich zu hören und kennenzulernen. Major Thomas hatte als Offizier der britischen Besatzungsmacht Deutschland kennengelernt, und

Gott hatte ihm in dieser Zeit besonders die Not der deutschen Jugend aufs Herz gelegt.

Mein Freund Adolf, den ich ebenfalls am Hauptbahnhof kennengelernt hatte, war bereit, mich in seinem VW nach Wankendorf zu fahren. Abends um neunzehn Uhr wollten wir wieder am Hauptbahnhof sein. Ich selbst hatte in der Nacht von Samstag auf Sonntag gepredigt und war erst spät und dazu heiser ins Bett gekommen. Entsprechend müde stieg ich dann am Sonntagmorgen in meinen besten Anzug, dazu trug ich eine Fliege. Adolf kam, öffnete die Tür und ließ mich hinten Platz nehmen. Dort saß schon jemand, nämlich Hannelore.

Ich kannte sie bisher noch nicht; das änderte sich jedoch bald. Schon kurz nach dem Ausflug nach Wankendorf begegneten wir uns wieder während der Seelsorgehelfer-Schulung für die Billy-Graham-Evangelisation 1960 in Hamburg. Ich begriff zunächst nicht richtig, was vor sich ging, begriff es erst später: Wir lernten uns kennen und lieben, verlobten uns und heirateten einige Monate später.

Hanne kam aus einem gläubigen Elternhaus und war geistliches Kind von Prediger Heitmüller, der über fünfzig Jahre einen gesegneten Dienst in der Freien evangelischen Gemeinde am Holsten-

wall getan hat. Als er uns traute, sagte er zu mir: »Sie wissen nicht, welch ein Vorrecht es für Sie ist, in diese Familie einheiraten zu dürfen!«

Meine Schwiegereltern waren sehr lieb zu mir. Sie hatten mit ihrem ungehobelten Schwiegersohn, der neunundzwanzig Jahre lang kein Familienleben und keine feste Bindung gekannt hatte, viel Geduld. Wie hätte ich alles ohne meine treue und opferbereite Frau schaffen können! Sie arbeitete damals noch als Krankenkassen-Angestellte und verdiente mehr als ihr Mann. Sie schaute nicht auf meine Vergangenheit, machte mir keine Vorwürfe, sondern liebte mich einfach in unübertretbarer Treue.

So habe ich meine Frau auf dem Dienstweg bekommen. Ich hätte mir es nicht träumen lassen, dass ich, ein ehemaliger Zuchthäusler, einmal heiraten würde. Ich brauchte zu diesem Zweck in kein Tanzlokal zu gehen. Tanzen konnte ich nicht, das hatten wir im Gefängnis nicht gelernt. Alles, was ich bekam und besaß, ist mir zugefallen nach der Verheißung Jesu: »Trachtet aber zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugefügt werden« (Matthäus 6,33).

Auch Evangelisten brauchen Vergebung

Es war in der Zeit, als ich am Hauptbahnhof predigte und man von mir alles annahm, nur nicht, dass ich als Prediger stehlen würde. Aber die Macht der Gewohnheit ist unheimlich.

Eines Tages ging ich vom Betrieb aus in einem Edeka-Laden einkaufen, in welchem alle meine Kollegen Kunden waren. Es war ein SB-Laden, und ich wollte gerade etwas aussuchen, als ich in einer Ecke, wo das Personal einige kleine Fächer für seine Privatsachen hatte, aus einem dieser Fächer einen Fünfundzwanzigmarkschein herausgucken sah. Meine erste Reaktion war sehr gut, denn ich rief mit lauter Stimme: »Wie ist das denn möglich, so ein Leichtsinns!«

Der Chef sprang sofort hinter seiner Theke hervor und fragte: »Was ist los, Herr Dyck?«

»Nichts«, sagte ich, »gar nichts!« Inzwischen hatte ich zum zweiten Mal reagiert und der Schein war in meiner Tasche verschwunden. Ich kaufte dann aus Verlegenheit noch einige Sachen.

Der Chef merkte sicher nicht, wie mein Gewissen schlug und ich rot wurde. Früher hatte ich das nicht gekannt, da war ich so abgebrüht, dass ich nicht verlegen wurde. Nun ging ich mit den

gestohlenen fünfzig Mark nach Hause. Ich ging damit in den Sonntag, ging damit an den Hauptbahnhof und predigte weiter. Aber als ich an diesem Abend predigte, da wusste ich, dass ich von anderen etwas erwartete, was ich selbst nicht erfüllte. Ich predigte von Gottes Geboten und von Gottes Liebe und hatte selbst gestohlenen Geld in der Tasche. Gott überführte mich an diesem Abend von meiner Sünde, wie es kein Staatsanwalt und Richter hätte besser machen können.

Am Montag war ich der Erste beim Kaufmann und musste einen Gang machen, der mir schwerer fiel als der Gang zur Bußbank. Es war deswegen so schwer, weil der Mann hinter der Theke mich als Christ und Prediger kannte. Ich wusste, dass mein Dienst am Hauptbahnhof vorbei wäre, wenn sich dieser Diebstahl herumsprechen würde. Und dennoch wusste ich auch, dass diese fünfzig Mark zurückmussten, nicht anonym per Brief, sondern mit einem persönlichen Schuldbekenntnis. Hätte Gott mich damals auch weggewischt und hätte ich keine Stunde mehr predigen können, was ich doch so gerne tat, diese Sünde musste aus meinem Leben, egal wie die Folgen aussehen würden. So ging ich zu dem Besitzer und sagte: »Ich habe Ihnen am Samstag fünfzig Mark gestohlen.« Der Kaufmann erschrak, sprach aber mit niemandem

über die Sache, und ich konnte meinen Dienst für den Herrn mit Freuden fortsetzen.

Es kann einem Christen passieren, dass er stiehlt, aber es kann einem Christen nicht passieren, dass er das Gestohlene behält.

**EIN CHRIST
KANN FALLEN,
ABER KANN
NICHT LIEGEN
BLEIBEN.**

Ein Christ kann fallen, aber kann nicht liegen bleiben. Wie viele Christen tragen Sünden mit sich herum und meinen, weil sie ein hohes Ansehen genießen, es sich nicht leisten zu können, zuzugeben: Ich bin auch ein Sünder. Ich habe Gott und Menschen belogen und betrogen. Wie viele schleppen ungereregte Sachen mit sich herum und wundern sich, dass sie kein fröhlicher Christ sein können!

Eines anderen Tages wurde mir bewusst, dass ich bei einem Tankstellen-Besitzer in der Nähe des Hauptbahnhofes noch Schuld abzutragen hatte. Dort hatte ich vor vielen Jahren für mehr als siebenhundert Mark Benzin gestohlen. Mit Hanne und einem Freund fuhr ich dorthin, um diese Sache in Ordnung zu bringen. Der Besitzer war nicht anwesend, aber ich durfte ihn anrufen und erklären, dass der Dieb, der ihn vor Jahren bestohlen hatte, sich bereitgefunden hatte, diese Summe in wöchentlichen Raten abzuzahlen. In

diesem Gespräch blieb ich in der dritten Person und hinterließ den Eindruck, ich sei nur ein Bewährungshelfer. Der Mann am anderen Ende der Strippe freute sich natürlich, das Geld zurückzubekommen.

Es kam heraus, dass der Tankstellen-Besitzer seinen Tankwart verdächtigt hatte und dieser den Betrag monatelang abbezahlt hatte. Als ich Hanne diese Geschichte erzählte, stiegen ihr Tränen in die Augen, und sie kam auf folgende Idee: Sie wollte mit der Bank sprechen und einen Kredit aufnehmen, um die siebenhundert Mark dem Tankwart auf einen Schlag geben zu können.

Am nächsten Tag ging sie zur Bank. Ich hatte an diesem 30. November 1960 in Spurgeons »Kleinodien« die Verheißung gelesen: »Und der Herr, er ist es, der vor dir herzieht; er selbst wird mit dir sein, er wird dich nicht versäumen und dich nicht verlassen; fürchte dich nicht und erschrick nicht!« (5.Mose 31,8). Was für eine passende Verheißung! Gott ging vor meiner Frau her, und sie bekam sofort den Kleinkredit zur Erledigung dieser Sache. Wir beschlossen, unverzüglich bei dem Tankstellen-Besitzer anzurufen, und teilten ihm mit, dass der Dieb bereit sei, das Geld sofort zu zahlen. Am selben Abend brachten wir ihm das Geld bis auf hundert Mark, die wir später zahlen

wollten, weil es auf Weihnachten zuging und wir einige Geschenke kaufen wollten. Der Besitzer war freudig damit einverstanden. Er wusste immer noch nicht, dass der Dieb vor ihm saß.

Als er dann in einen Nebenraum ging, um seinen Quittungsblock zu holen, sagte Hanne zu mir: »So geht es nicht. Du musst sagen, dass du der Dieb bist!« Ich beschloss, ihrem Rat zu folgen und die ganze Wahrheit zu sagen. Man sollte nie halbe Sachen machen. So gestand ich dem Mann, dass ich selbst der Dieb sei. Er schaute mich ganz ungläubig an. Er war Schöffe beim Gericht und hatte so etwas noch nicht erlebt.

Am nächsten Tag las ich in Spurgeons »Kleinodien«: »Wer in Lauterkeit wandelt, wandelt sicher!« (Sprüche 10,9). Das wurde nun auch meine persönliche Erfahrung. Aufrichtig und wahrhaftig das Leben zu führen ist der segensreichere Weg, wenn er auch im ersten Moment sicher nicht der leichtere Weg ist.

Am nächsten Montag hatte ich Besuch von meinem Freund Erich. Er war äußerlich ein armer Mann, wohnte im Soziallager Kieler Straße unter den sozial und wirtschaftlich Schwachen, obwohl er es nicht nötig hatte. Wochen vorher hatte er mir ein Päckchen überreicht, in dem sich handgeschriebene Auszüge aus dem Gedanken-

gut von Eva von Tiele-Winckler¹⁷ befanden und ein Hundertmarkschein. Damals verbot ich ihm, mir solche Geschenke zu machen. Er sollte lieber den Leuten in der Kieler Straße Brot kaufen, eine Tischdecke und Blumen, denn es herrschten dort traurige und dreckige Zustände.

Dieser Erich also kam am Montag nach meinem Schuldgeständnis, begrüßte mich und gab mir einen Briefumschlag. Ich musste versprechen, diesen nicht in seiner Gegenwart zu öffnen. Als Erich ging, sagte ich zu Hanne: »Schau einmal in den Umschlag, ich glaube, darin liegt die Antwort Gottes auf unser Tun.« So war es auch. Es lagen sechshundert Mark darin, mit denen wir die Schuld begleichen konnten. Es war überwältigend. Wenn man solche Führungen erlebt hat, kann man Gottes Treue konkret bezeugen. Unseren Erich sahen wir nie wieder.

Die Zeit auskaufen

Nachdem wir geheiratet hatten, besuchte ich einen dreimonatigen Kursus in der Bibelschule der Fackelträger. Als ich zurückkam, war mir nicht

17 Eva von Tiele-Winckler (1866–1930): Diakonisse, die als »Mutter Eva« vor allem für ihre gegründeten Waisenhäuser bekannt wurde.

klar, wie es weitergehen sollte. Wir wohnten damals in einem Zimmer zur Untermiete in der Valparaisostraße. Die Genehmigung für die Predigtstätigkeit am Hauptbahnhof war abgelaufen. So hatte ich viel Zeit. Schwester Keyser und die Heilsarmee besuchte ich zwar, aber sonst gab es nicht viel zu tun.

Müßiggang ist aller Laster Anfang, sagt das Sprichwort. Es muss ja gleich nicht alles so dick kommen; es fängt meist klein an. Meine Frau und ich machten einen kleinen Spaziergang die Bahrenfelder Chaussee hinunter. Da sahen wir auf der anderen Seite die Werbung für die Bahrenfelder Lichtspiele: »Der brave Soldat Schwejk«. Diesen Film hatte ich früher schon einmal in der DDR-Fassung gesehen. Da ich nun einmal für mein Leben gern lache und wir nichts anderes vorhatten, gingen wir nach langer, langer Zeit zum ersten Mal wieder ins Kino.

Ausgerechnet wurde an diesem Abend als Vorfilm ein kurzer Streifen gezeigt: »Der Sonntag der anderen«. Dieser Film berichtete von der Arbeit der Heilsarmee. Alle Akteure kannte ich persönlich. Ich sagte zu meiner Frau: »Da muss ich ausgerechnet ins Kino gehen, um mir zeigen zu lassen, was ich in meiner freien Zeit zu tun habe.« Eine Bank hinter uns spotteten einige junge Leu-

te beim Anblick der Heilsarmee. Mit ein paar gezielten Worten brachte ich sie zum Schweigen.

So hatte mein Kinobesuch einen doppelten Dienst getan. Eigentlich hatte ich ja gar kein Recht, mich über das verkehrte Verhalten anderer Leute aufzuregen, wo ich ja selbst verkehrt gehandelt hatte. Als wir wieder zu Hause ankamen, bekam ich eine zweite Zurechtweisung. Ich öffnete den Briefkasten und zog einen Umschlag hervor, in dem ein Exemplar »Herold Seines Kommens« lag. Ausgerechnet in diesem Blatt stand ein Leitartikel unter der Überschrift: »Jesus als Straßenprediger«. In dieser Nacht wurde mir unumstößlich klar, dass mein Platz am Hamburger Hauptbahnhof war. So begannen wir am nächsten Sonntag um neunzehn Uhr mit neuer Genehmigung wie gewohnt unsere Straßenpredigten.

Seit diesem Ereignis habe ich sehr auf meine Zeit achtgegeben. Ich habe mir dann auch keinen Kinobesuch mehr geleistet. Natürlich möchte ich daraus kein Gesetz für andere machen, denn ich

**ZEIT HABEN
HEISST LEBEN
HABEN, UND
UNSER LEBEN
GEHÖRT GOTT.
ES SOLLTE
IMMER ZU
SEINER
VERFÜGUNG
STEHEN.**

kann von anderen nicht fordern, was für mich gilt. Dennoch sollten wir bedenken, dass unsere Zeit in Gottes Händen steht. Zeit haben heißt Leben haben, und unser Leben gehört Gott. Es sollte immer zu seiner Verfügung stehen. Ansonsten sollte man sich erholen und ausruhen, um so bereit zu sein für den nächsten Dienst.

Noch haben wir Gelegenheit, noch erlaubt es uns die Demokratie, außerhalb unserer eigenen Mauern zu predigen, zu missionieren, mit Lautsprecher oder ohne. Noch dürfen wir unter das Volk. Noch werden wir nicht beschränkt; leider beschränken wir uns selbst. Die Vergnügungsstra-

GEHET HIN AN DIE HECKEN UND ZÄUNE.

ßen, die Straßen überhaupt, die Parks und Schwimmbäder sitzen voller Menschen. Nicht zuletzt in den Häusern sind Millionen zu finden. Wem überlassen wir sie? Den Sekten und ähnlichen Gruppen? Sie gehen auf die Straße, sie gehen von Haus zu Haus und tun mit ihrer falschen Lehre das Richtige, während wir mit unserer richtigen, fundamentalen Lehre gar nichts tun.

Ich möchte nicht fauler als die Sekten erfunden werden. Nicht um die Kirche als Institution wieder in Schwung zu bringen, sondern weil von

Anfang an der Auftrag nicht anders lautete als: »Gehet hin an die Hecken und Zäune« (vgl. Lukas 14,23). Das heißt doch, dass wir nicht warten sollen, bis die Menschen von selbst kommen. Der Zulauf der Massen ist der Kirche nicht verheißen, aber zu den Massen zu laufen, das ist ihr befohlen.

Nachwort

Wolfgang Dyck war für Christen und Nichtchristen eine unerhörte Herausforderung. Wo er erschien und predigte, gab es Schlagzeilen in der Presse und Rumor unter den Christen. Ich glaube sagen zu können, dass er unter den Kriminellen und Verwahrlosten mehr Freunde und mehr Zustimmung fand als unter den Christen. Er predigte und lebte ein Christentum, das in Deutschland weithin in Vergessenheit geraten war. Er rief auf zum Glaubensgehorsam an den verachteten und gekreuzigten Jesus von Nazareth, der als der aufgestandene und verherrlichte Herr den Totalanspruch an das Leben derer stellt, die sich nach seinem Namen nennen.

Unter dieser Verkündigung gingen viele Christen »hoch«. Ablehnung und Protest erlebte ich, als ich das erste Mal unter seiner Predigt saß. Damals sprach er im »Brüderhaus Nazareth« zu den Diakonen und Mitarbeitern der Bodelschwingschen Anstalten in Bethel. Nach der Verkündigung war eine heiße Diskussion im Gange. »So geht es nicht!«, hörte man von vielen Seiten.

Eine seiner letzten Botschaften, die ich miterlebte, war ebenfalls typisch für seinen Dienst. Es war ein Evangelisationsabend in einer der Gemeinden Wuppertals. Die Sache war insofern ein

Schlag ins Wasser, weil trotz großer Werbung keiner von denen anwesend war, die man erreichen wollte. Nur solche, die irgendwie schon dazugehörten oder sich Mitarbeiter nannten, saßen dort als Zuhörer. Dyck stellte sich sofort auf diese Zuhörerschaft ein und sprach über die Reformation im Leben Hiskias. Mehrfach wurde er von dem verantwortlichen Pfarrer unterbrochen, der ihm schließlich sogar das Wort verbot.

Es gab eine ziemliche Auseinandersetzung; schließlich packte Dyck seine Sachen zusammen und sagte zu meinen beiden Freunden und mir, die wir ihn begleitet hatten: »Kommt, jetzt zeige ich euch einmal, wo und wie evangelisiert wird!« Dann folgten wir ihm zitternd in eines der berüchtigtsten Nachtlokale Wuppertals, wo wir dann bis nach Mitternacht unter Verbrechern, Homosexuellen, Prostituierten und Zuhältern missionierten. Hier war er in seinem Element. Er war einer der ganz wenigen Evangelisten, der mit dem Missionsbefehl Jesu bis an die »Hecken und Zäune« ging. In Diskotheken, Nachtclubs, Gefängnissen, Erziehungsheimen, auf der Straße und in den Schulen war er unermüdlich mit der Botschaft vom Heil in Jesus Christus unterwegs.

In seiner Hingabe war er für uns Jüngere vorbildlich. Ich habe miterlebt, wie er nicht ein bis

zwei Stunden pro Tag, sondern von morgens acht Uhr bis nach Mitternacht um Menschen rang und warb. Er kaufte die Zeit aus.

Ab und zu deutete er mir an, dass er nicht glaubte, eine lange Lebenszeit zu haben. Vielleicht lag hier auch ein Grund für seinen rastlosen Einsatz.

Hatte er elf Jahre seines Lebens als Verbrecher hinter Gittern verbracht, so stand er danach elf Jahre als Zeuge Jesu Christi im Dienst seines Herrn, der sein Leben grundlegend verändert hatte. Nach seiner Predigtstätigkeit in Hamburg und Umgebung, von der in diesem Buch berichtet wurde, war er als Evangelist bei »Jugend für Christus« tätig, anschließend beim Kreisverband des CVJM Wuppertal und zuletzt beim Westbund des CVJM.

Auftraggeber aber war und blieb Jesus Christus. Ihn liebte er, für ihn lebte, predigte und warb er, nie für eine Denomination oder Gruppe.

Seine letzte Evangelisation hielt er in Korbach in Hessen. Am Abschlussabend gab es noch lange Aussprachen. Danach wurde Wolfgang Dyck um Mitternacht von seinem Mitarbeiter in Richtung Heimat gefahren.

Kurz vor dem Ziel Hachenburg geschah dann der tragische Unfall, von dem am nächsten Tag Rundfunk, Fernsehen und Presse sachlich-kalt

berichteten: »Durch einen Verkehrsunfall kamen auf der Bundesstraße 414 zwischen Herborn und Nister-Möhrendorf in dieser Nacht der Evangelist Wolfgang Dyck und sein zwanzigjähriger Assistent Christoph Gölz ums Leben. Der Personenwagen war auf einen am rechten Straßenrand geparkten LKW aufgefahren. Beide Insassen waren sofort tot.«

Als Hannelore Dyck, die in diesen Tagen ihr drittes Kind erwartete, uns am Morgen des 16.02.1970 diese Nachricht mitteilte, konnten wir das Handeln Gottes nicht verstehen. Ein Bibelvers ist mir aber seitdem wichtig geworden, den man auch über das Leben Wolfgang Dycks schreiben kann: »Denn sei es, dass wir leben, wir leben dem Herrn; sei es, dass wir sterben, wir sterben dem Herrn. Sei es nun, dass wir leben, sei es, dass wir sterben, wir sind des Herrn« (Römer 14,8).

Gott hat seinen Boten abgerufen, und wir sind gefordert, nachzurücken. Möge der Herr Jesus Christus geben, dass durch dieses Buch Menschen zur Umkehr und ganzen Hingabe an Jesus Christus gerufen werden, der uns geliebt und sich selbst für uns hingegeben hat.

Wolfgang Bühne